



neues und
gen Hüb-
Das ist
Auswahl.

Sonntag
sere Für-
aft recht
n an der
äten und
euheiten
eude Sie
ch selbst

verkauf



1.50 an
0.20 an

BUCH

ergrößerung
ich besonders als Festge-
c. Von mir hergestellt und
nt wird sie jeden erfreuen.
est. Ausführ. niedrige Preise
oto-Kleu 3427

DLER
MPF 1,7 LTR.



ksachen aller Art
efort schnell und preiswert
osel Heckhausen
Neuss
ölnstr. 5, Fernruf 3718

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 50 — Sonntag, 15. Dezember 1935

Der Lesende

Ich las schon lang. Seit dieser Nachmittags,
mit Regen rauschend, an den Fenstern lag.
Vom Winde draußen hörte ich nichts mehr:
mein Buch war schwer.
Ich sah ihn in die Blätter wie in Mienen,
die dunkel werden von Nachdenklichkeit,
und um mein Lesen staute sich die Zeit. —

Auf einmal sind die Seiten überschienen,
und statt der bangen Wortverworrenheit
steht: Abend, Abend . . . überall auf ihnen;
ich schau noch nicht hinaus, und doch zerreißen
die langen Zeilen, und die Worte rollen
von ihren Fäden fort, wohin sie wollen . . .
Da weiß ich es: Ueber den übervollen
glänzenden Gärten sind die Himmel weit;
die Sonne hat noch einmal kommen sollen. —
Und jetzt wird Sommernacht, soweit man sieht:
Zu wenig Gruppen stellt sich das Verstreute,
dunkel auf langen Wegen gehn die Leute,
und seltsam weit, als ob es mehr bedeute,
hört man das Wenige, das noch geschieht.

Und wenn ich jetzt vom Buch die Augen hebe,
wird nichts befreundlich sein und alles groß.
Dort draußen ist, was ich hier drinnen lebe,
und hier und dort ist alles grenzenlos;
nur daß ich mich noch mehr damit verwebe
wenn meine Blicke an die Dinge passen
und an die ernste Einfachheit der Massen, —
da wächst die Erde über sich hinaus.
Den ganzen Himmel scheint sie zu umfassen:
der erste Stern ist wie das letzte Haus.

Rainer Maria Rilke.

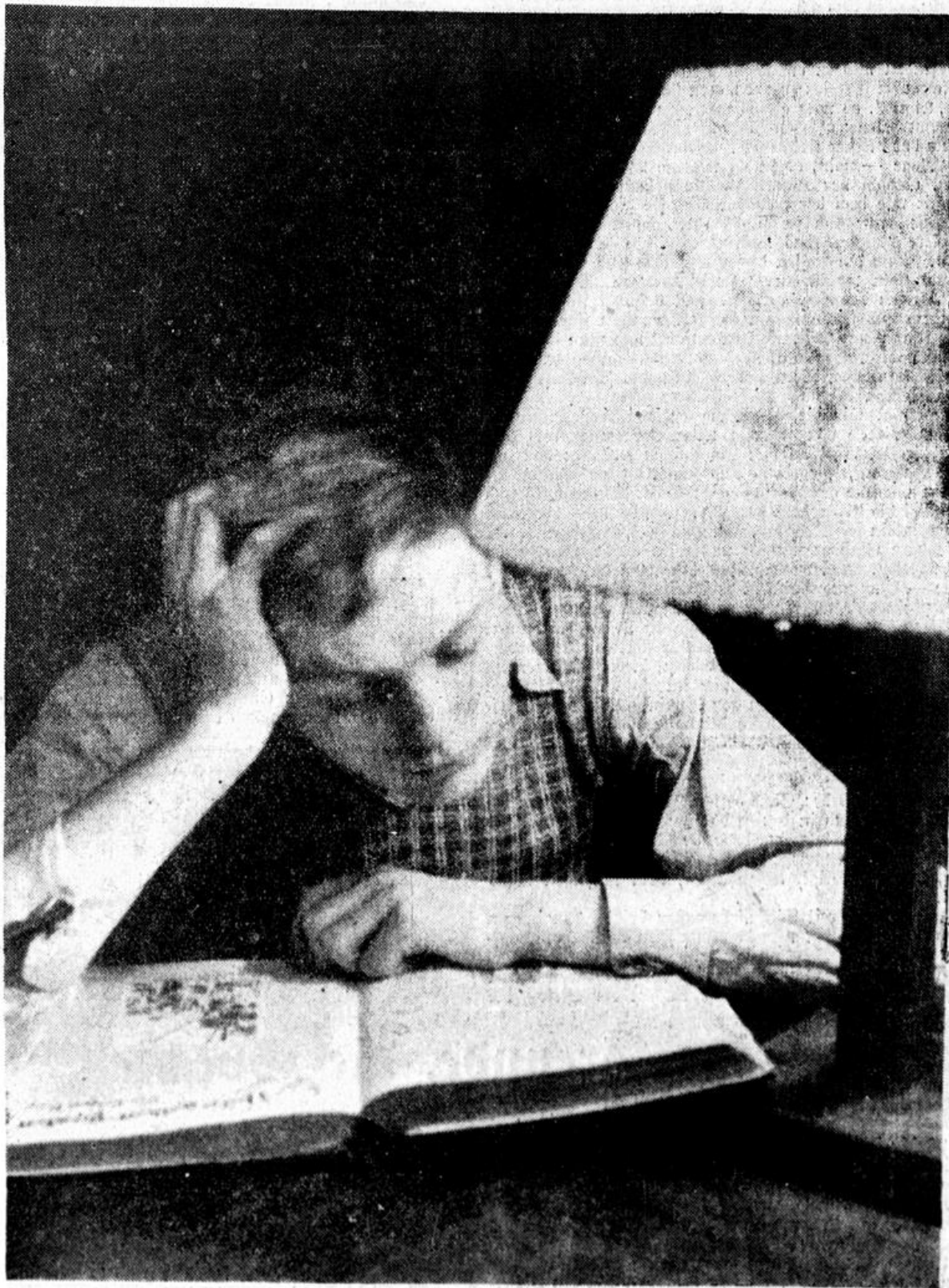
Blick in das Buch

Ein Trostbrief

.. Fürchte nicht, daß ich Dir noch nachträglich einen Vor-
trag zur Buchwoche halten werde. Du findest es ja seltsam, daß
einer überhaupt noch für das Leben gewonnen werden muß, da
es für Dich größtes Vergnügen bedeutet. Mit dem beigelegten
Bildchen eines lesenden Jungen bist Du eher zu ärgern, weil es
Dir nicht mehr möglich ist, so ganz hingeben und sicher auch
ausgiebig zu lesen, wie es jener Junge unter dem Lampenschirm
tut. Aber ich will Dir eher etwas zum Trost schreiben, weil Du
nach einem neulichen Besuch sagtest, so ganz von aller Welt
ungestört möchtest Du auch einmal eine Zeit lang in der Welt
der Bücher leben können, indem Du wohl glaubtest, ich täte dies
mit jener Geradsamkeit und Gründlichkeit eines „Hieronimus im
Gehäus“. Jetzt muß ich wohl Farbe bekennen.

Der Schrank mit dem wirren Haufen von Büchern ist eine
kleine Selbsttäuschung. Wohl sind es alle paar Wochen viele
andere, die sich zuweilen zu einem babylonischen Turm aufhäu-
fen, aber ich muß gestehen, daß ich die meisten noch gar nicht
gelesen habe, wenn sie wieder fortwandern. Es ist die kleine
Illusion eines freien und weiten Lebens, die sich kümmerlich
von dem Anblick dieses Bücherberges nähren muß. Es ist nur
diese traurige Illusion, um die Du mich beneidest hast, als Du aus
dem Bücherhaufen zufällig den Rilke herausgriffest, die schma-
len Bändchen von Binding und Wiechert, dann die „Welt-
geschichte“, das Buch von Afrika und den Franzosen und den
Polen, und Dir diese Welt unermesslich schien und sehr begeh-
renswert.

Es ist Dein Kummer, nicht Gelegenheit und nicht Zeit zu
haben, um in dieser reichen Welt zu leben. Wenn es Dir ein
Trost ist, es geht anderen Leuten ebenso wie Dir. Aber ich will
Dir noch eine tröstliche Methode des Bücherschmöckerns nennen,
eine verderbliche und verurteilungswürdige Methode im allge-
meinen, die aber süß und berauschend ist. Du kannst schon ganz
müde von der Tagesarbeit sein, eine kleine waghalsige Kletterei
auf einen Bücherberg ist rasch noch getan. Irgend ein Roman
liegt zuerst da, Romane zu lesen, hast Du grundsätzlich schon
lange keine Zeit mehr. Darum lies nur die ersten Sätze: „Sieh,
in Kronstadt gibt es auch heute noch Sonderlinge, Phantasten
und kühne Unternehmer, es gibt noch Dichter, Maler und schnip-
pige Backfische. Der steile Zinnenwald über der Stadt rauscht
auch heute Schlaf und Vergessen über manche brennende Wunde
und die große Glocke klingt voll und tief wie vor hundert Jah-
ren.“ Es wird in dem Roman von einer etwas romantischen Welt
zu berichten sein, die noch keine Normalmenschen kennt, aber
auch von irgend einer großen Tradition, einem Ideal, das die



In der Welt des Abenteuers

Foto: W. Pfeifer, Neu

Jahrhunderte überdauert und des Kampfes und der Wunden
wert ist. Wenn Du morgen unterwegs Dich nochmal an die bei-
den Sätze erinnerst, haut Dir wohl Deine Phantasie den halben
Roman aus. Nachher liest Du dann einmal den Schlusssatz —
in Wirklichkeit liest Du später den ganzen Roman — und da
Dichter und Maler in dem Buch von jener leichtlebigen Art zu
sein scheinen, daß sie gleich im ersten Satz zusammen mit den
Phantasten und mit schnippigen Backfischen genannt werden, und
der Schreiber doch auch ernsten Sinn hat, so bist Du sicher nicht
erstaunt über das brave, hausbacken vergnügliche happy end, bei
dem es heißt: „Antonia faßt sein Kinn, biegt sich sein Gesicht zu
und so keck wie nur einst als sechzehnjähriger Fratz fragt sie
spitzbübisch: Sollte es (ein Erlebnisbuch, das er über den „ent-
scheidenden Wendepunkt in seinem Leben“ schreiben wollte)
nicht richtiger und gerechter heißen: Antonia erzieht ihren
Mann?“

In einem anderen Buch entdeckst Du den Satz, daß einer über
Frankreich schreibt, — außer anderen Gründen — „weil ich nur
dann Zeit gewinnen möchte, wenn man die also gewonnene Zeit
zu meiner freien Verfügung läßt, wenn man mir erlaubt, das
durch Hetze erworbene Kapital an Stunden in aller Ruhe aufzu-
zehren, also am liebsten auf einer Wiese durch Nichtstun.“
Außer der frommen Belehrung für Dich wirst Du etwas von jener
französischen Lebenskunst spüren, die es dem Verfasser angetan

hat, daß er auch lieber in einem altmödischen und unordent-
lichen Paradies lebt, als in einer blitzblanken und trostlosen
Musterwelt, wie er sagt.

Einen Blick in die „Weltgeschichte“ kann ich Dir nicht emp-
fehlen, weil ein Buch wohl nichts für Minuten ist, das „den Ver-
such unternimmt, die ganze Weltgeschichte von der Urzeit bis
zur Gegenwart in einem Band darzustellen“. Etwas ungeheuer-
lich anspruchsvoll kann so ein Buch sein, aber ich habe solche
kühnen Unternehmen gern, doch graut sicher bald der Morgen,
wenn Du Dich einem von ihnen „für fünf Minuten“ anschließest.

Da habe ich Dir nun schon einige Seiten geschrieben — mit
der Maschine, man sollte keine Briefe mit der Maschine schrei-
ben, aber es erspart Zeit, die Dir und mir fehlt — und nun fällt
mir noch ein Satz ein, den ich dieser Tage beim sehr flüchtigen
Schmöckern in meinen Büchern entdeckte. Da schreibt einer, der
dem Schöpfertum gottbegnadeter Künstler nachspürt, daß es
„ein grundlegender Unterschied ist, ob man die Luft mit
den Stürmen und Schauern letzter menschlicher Wagnisse füllt,
oder ob man sie der Dumpfheit einer kleinen Gesinnung über-
läßt“, und solch ein Satz scheint mir alles flüchtige Blättern in
Büchern zu rechtfertigen, und vielleicht ist es dann doch nicht
nur eine Illusion eines weiteren und reicheren Lebens, wenn man
sich um den Werktag herum ein paar Bücher aufgestellt hat.

nd.

„Im Wald und auf der Erde...“

Im Elchrevier

Von Dora-Cleone Schreier.

Wenn der Styrer Herbst sagt, dann meint er „Elch“, und wenn er Elch meint, dann fährt er auf die Styrer Heide — es ist nicht so, daß er meint, dort zu Elch zu kommen und die Elchheide eines Jägers nach Haus zu bringen. I. bewahre, die hundert Styrer Elchheiden, die dort stehen, werden durch mehr als durch Jagdgetriebe geschüttelt, und diejenigen, die einen Pulk vor die Elchheide geleitet bekommen, sind noch viel seltener als die Elchheiden selbst.

Aber gibt es nicht Weidmannsfreuden ohne den Elch, gibt es nicht eine Elchheide ohne Styrer? Jeder Jäger und Elchheider, jeder, der der Natur und ihrer Styrer in Ehrfurcht verbunden ist, kennt diese feinsten aller Freuden...

Ich fahre ins Revier, nehme mir einen Tafelwagen, der Styrer-Fischer ist mir bekannt, er kennt sich im Revier aus wie keiner und redet eine Sprache, halb Styrer, halb Deutsch, die mich entzückt. Eine verlorene Sprache, die Styrer, nur in der alten Bibel zu finden und in einzelnen schwerwichtigen Wörtern, die indessen kaum zu Papier zu bringen sind. Ich nenne mein Styrer „Styrer“, es mag etwas mit „Unabhängig“ oder „Unabhängiger“ zu tun haben; gelegentlich ruft er den Styrer an, und das ist dann der Styrer liebe Gott. Dieser Styrer muß helfen, denn die Wege — nein, es sind gar keine Wege — erscheinen unmöglich, obwohl der Wagen für sie gebaut ist; die Räder sind so breit wie drei der gewöhnlichen, sie gleichen schon fast Schlittentritten, nur daß sie sich drehen, jedenfalls bestimmt, durch stärkere Reibung das Versinken in den Sand geringer zu machen. Auch die Achsen dieses Gefährts sind merkwürdig, man könnte vom „unsterblichen System“ sprechen, Vorder- und Hinterachse hängen kaum zusammen, man befindet sich in ewig schwankendem und schaukelndem Gefühl, wundert sich, daß der Styrer mit dem Boot nicht davonfährt und man irgendwo allein gelassen wird. Sehtanheit könnte einen erfassen, wenn das Gefährte auf die Höhen der Düne schwankt und sein Nest schräg am Abhang hängt.

Zuerst fahren wir die Poststraße entlang, das Elchrevier umfaßt eine Strecke von zwanzig Kilometer Länge und drei Kilometer Breite, führt an den Meerdünen entlang; doch oft silbert das Gass auf, spiegelt satanorganaartig die schaffenhafte schwebende Gebilde der Festlandorte: Tave, Windenburg und Wilge. — Bei Rostitten steht der Jägermeister! — Der Styrer grinst, Jägermeister der Heide, niemand hat ihn gesehen...

Unabhängbare Gindler umgibt uns nun, weiße Sanddünen mit blauer Heide, undurchdringliches Elchgrün, durch das die Pferde — Mag und Weichen heißen sie übrigens — immer wieder einzudringen genötigt werden. Sie horchen mit spielenden Ohren auf den gellenden Pfiff, hängen sich in Selen, reihen den Wagen über Birkenhämmchen, die hinter ihm wieder emporschnellen. Wir schweben auf zwei Rädern, jagen Abwärts im fliegenden Sand herunter, verlaufen fast im Morast. Die Styrer reihen — ein Rud — der Wagen steht! nein steht in dem flebrigen Bestand einer Sule. Es scheint hoffnungslos. Aber der Styrer flucht, die Styrer kniet, die Styrer reißt durch die Luft über die nassen Heideleider — raus sind wir, und es geht weiter! Eine Sandhochfläche, der Wind wird unmerklich, wüstengleich im ewigen Rhythmus der Sandwellen. Bronzerot werden die Wälder unter uns, und in der gelbgeläuteten Ferne erhebt sich die höchste Düne, der Belzeggberg, 60 Meter hoch, ein ewiger Wanderer, der nun festgelegt wurde, durch die junge Kiefern- pflanzung, die ihn nötig, auszuharren, dem künftigen Wald zu dienen.

Die Hochfläche ist mit Birkenhämmchen besetzt, von jungen Eltern und Wacholderhämmchen, die wie feiste kleine Leute aufmarschiert sind.

Wir halten, und etwas am Rücken des unbeweglichen Styrer läßt mich den Atem anhalten. Leise tragen die Styrer, die

Pferde werfen die Köpfe, nehmen eine Bitterung auf. Nun kniet das Knieholz, es kommt herangekollert, kniet, bricht heraus, zwei junge Styrer gehen in Bruch — und zwischen grauen Kollern schiebt sich knurrendes Geäst mit der langen weichen Spitze sich zu uns hin. Gestülpte böse Styrer blinzeln, und nun kniet das Holz unter Schaufeln, die wie ein weißes Geäst sich aufrichten. Ein Zwölfsender! Hat noch nicht gefegt, wie der Elch spät fegt, spät wirt, erst im Dezember...

Der Schauler verhorst, die Pferde zittern in den Stanken, langsam arbeitet, das kleine vorstülpliche Gehirn, er schiebt sich langsam weiter, der ganze Koloß wird sichtbar, hinten fällt der Kumpf dürrig ab, er zieht ab, verschwindet im Unterholz, über das die Schaufeln wie ein Phantasma hindurchtragen, drüben in der Schule tut er sich nieder, langsam und schwer, Kugelstraß- politisch, denn er findet dort nicht die kleinste Bedingung.

Wir prüfen näher, jehen tüdliches Blinzeln und das Spielen der Styrer.

„Is falsch“, murrte der Styrer, „Bull is falsch, wenn Dyr hinterum steht.“

Ich will absteigen, er packt meinen Arm.

„Wo wird Kumpf... Bull falsch... Bull geht, wenn Mensch kommt...“

Jagd auf den Haherzug

Stimme von Kurt Knaak-Guben.

Her... lärmte der Weder im Schlafzimmer des Försters. Styr... er schritt er nun härter auf dem Untersteller. Verbucht schlägt Hans Wendig die Augen auf.

„Verdammt!“ will der gestörte Schläfer im Jornaufbruch rufen und den Spektakel schleunigst zum Versinken bringen. Ehe seine Hand jedoch nach dem erregten Mechanismus greifen mag, hat er, sich bereits bewinnend, schon den kühnen Sprung aus den Federn in die Stiefelhosen gewagt.

Ganz recht! Erinnerung gibt es ihm wieder. Heute hat er sich ja etwas Besonderes ausgedacht!

Wie der Weidmann kurze Zeit darauf, Rudolf und Drilling über der Schulter und den Jagdstock in der Hand, in Begleitung seines Hundes aus dem schlafenden Hause tritt, lächelt ihm ein herrlicher Herbstmorgen entgegen. Von bläulichem Dunst überhangen, windet sich der schmale Fußsteig bergauf. In den verblühten Weiden der Schmelzgräber blinken, necklich Regentropfen auf, und die latgrünen Kiefernpyramiden der Jungfichten schimmern silbrig überhoben.

Nachdem Hans Wendig einen waldbedeckten Hügel hinaufgestiegen, bleibt er mitten auf seinem Pfirsichsteig unter einer zerzausten Eiche stehen. Eichen schmelzen den sandigen, moosüberwachten Boden. Ein Wind in grüngoldene Laubwerk läßt reichliche Saat erkennen.

Zufrieden mit sich selber und dem herrlich farbigen Tage wartet Hans Wendig nun auf die Gäste, die da kommen sollen. — Besuch in dieser Einsamkeit? Ach, das nimmt wunder! Und dennoch, da vermisst er schon.



Meine Freunde, die Spechte

Von H. D. von Bonin-Bonin.

Leise pürche ich mich mit meinem Hunde durch das winterliche Revier. Ohne Fock, denn schießen will ich nichts. Aber beobachten will ich, was sich in meinem Wald zuträgt, ob zwei- oder vierbeiniges Raubzeug, wie Mensch, wilder Hund oder stromernde Rabe, mein Wild fockt. Nachsehen will ich, daß kein Wetter, dem ich helfen kann, in dieser Notzeit darben muß.

Leise pürche ich mit meinem Hunde durch den Wald. Ich achte sorgsam auf die Leute, die mir erzählen, daß ein Eichelhäher, eine Amsel oder ein Koffelchen durch Nistkästen, Schimpfen oder Jerten auf eine Gefahr aufmerksam machen will. Oder daß Styrer durch ein häßliches Krächzen sich zusammenrufen. Stimmen des Frohseins, der Freude sind um diese Jahreszeit nicht so hören. Da... ich werde Lügen gestraft. Argendwo nicht sehr weit von mir, hat jemand hell gelacht. Da ruft er schon wieder: mein Freund, der Schwarzspecht, ist es. Ich will ihn mal besuchen.

Auf dem Wege zu ihm, der mich von Zeit zu Zeit zu rufen scheint, mache ich einen Bogen hoch. Ich beobachte seinen Flug: ein paar Flügelschläge, plötzliches Anhalten in der Luft mit angezogenen Flügeln, ein Wenden und wieder Flügelschläge, die den Körper hoch reißten. Das kann nur ein Specht sein. Er sitzt jetzt auf einem Ast des alten Eichenüberhäters. Ich schaue durch mein Fernglas. Natürlich: der Grünspecht. Und was machte er am Boden? Ich weiß schon: Ameisenhaufen wollte er auf ihren so köstlichen Inhalt durchsuchen, der Schlingel. Gut, daß ich ihn fockte! Aber ich bin nicht böse: Ameisenhaufen habe ich im Revier genug und behüte sie vor jedem Eingriff. Aber bei meinem Freunde, dem Grünspecht, mache ich beide Augen zu.

Da ich mich aufrichtete, ist der große Schwarze mit dem leuchtend roten Fied auf dem Kopf in meine Nähe gekommen. Best fliegt er gerade von einem Stamm zu dem nächsten, auch ihn nach Insektenlarven abzuholen. Hier klopft er. Nun ist er auf der anderen Seite. Bist. Ruckst weiter nach oben. Fliegt ab. Klebt am nächsten Baum. Ich habe genug gesehen. Es ist einer von dem Pärchen, dessen Bruthöhle in der alten, starken Kiefer am Fock war.

Ich pürche weiter. Ich sehe Rotwild, einen Damhschäfer, die Rade mit den zwei Rifen. Ich gehe auf einem Ruckstrecke durch ein Stangenholz. Ich höre ein feines Rirpen, Schwaben ob n in den Kronen der Kiefern. Ich bleibe stehen. Sehe durch

mein Fernglas. Ein Goldhähnchen turnt an einem Zweig. Eine pudige Schanzmeise untersucht einen Kiefernast von unten. Eine Haubenmeise schwankt in der Kiefernkrone, vom Winde bewegt. Eine Kohlmeise hat mich mit ihren schwarzen Augen entdeckt. Sie schimpft, aber sie kommt näher, da sie aus mir nicht flug wird. Und da dort sind noch mehr Kleinod: alles muntere Gejellen.

Ich bin in einen Schwarm von Meisen und Goldhähnchen geraten, die sich im Winter zusammenzogen, um die Wälder abzustreifen und von den Bäumen Kerntiere, Käfer, Larven und sonst Eßbares zu sammeln. Dann muß mein Freund der Buntspecht, auch in der Nähe sein, denn er leitet in der Regel einen solchen Zug.

Und wirklich dauert es nicht lange, da entdeckt ich ihn: Er hat einen Kiefernast in eine Nistkammer gestemmt und bearbeitet ihn mit seinem Schnabel, um sich die Samenkörner einzuweilen. Es ist sogar der dickschalige, große Buntspecht, der wohl aus dem Norden kommt.

Ja, sie sind alle meine Freunde, die Spechte: der große Schwarze, der Graue, der große Bunte, der Mittelgroße mit dem rotaroten Stütz, der kleine Bunte, der Grüne.

Und wie wird es im Frühling werden, wenn sie ihre Liebes- trommel zühren! Eine Stimme ist ihnen nicht gegeben, um ihren Liebesgedanken Ausdruck zu geben. Doch sie wissen sich zu helfen. Sie fliegen auf einen trockenen Ast, setzen sich an das freitragende Ende und klopfen blitzschnell auf das Holz. Das gibt eine gute Resonanz. Das hallt weit in den Wald. Und das Weibchen hört und versteht des Trommeters Ruf.

Dann wird eine Höhle gegemert für die Eier, für die Brut. Ist sie nicht ganz nach Wunsch, dann wird schnell eine andere angelegt. Seineitwegen lasse ich längst hiebreife, überalte Bäume im Walde stehen. Sie mehr unbenuzte Höhlen der Specht anfertigt, um so lieber ist es mir. Denn diese sind dann willkommene Nistgelegheiten für andere Höhlenbrüter, die selber nicht Zimmermann genug sind, wie Kohltaube, Kleiber, Stare, Meisen und viele mehr.

Ich habe also schon recht, wenn ich die Spechte meine Freunde nenne. Was tut es, wenn sie in diesen oder jenen Stamm ein großes Loch hämmern, einen Ameisenhaufen zerstören: Es bleiben die Spechte ja doch meine Freunde!

Vernünftiger Bull, denke ich, und bleibe sitzen.

Dennoch hebt er sich nun, ein Koloß der Vergangenheit, schüttelt den weißen Kopf mit den grauschwarzen Kollern und stampft davon. Der Boden dröhnt, Zweige brechen, und die goldgrüne Wildnis schließt sich hinter ihm.

Stunde um Stunde mahlt der Wagen, es wird Abend, der rotstrahlende Abend des Herbstes. Wir brechen durch Unterholz, schrapen am Stangenbestand der Pflanzungen, mahlen durch Sand. Nehe treten aus, wundervolle Schmetterlinge in fremden Farben spielen über die Heide, die rot wird und dunkelviolett.

Ein dunkler Schatten steht unbewegt, manerstill in der Sule, mitten im Niedgras, zwischen einem Eichen und einem Kiefer, das auf den umgeschlachten Rufen herumgutaumeln scheint. Drüben wandert ein Jägerling allein, trollt ins Holz zurück.

Das war alles, und der Styrer schwört, daß er es noch nie unter sechs Styrer gemacht hat — Jägerlatein!

Nach sechs Stunden Schaufeln, Fellen, Klammern und Stürzen können wir mit feinem Rücken und verdrehtem Genid „Halali“ blasen!

Ein raues Nistchen läßt sich hören. Woher eigentlich? Wenn der Schall nicht trägt, hat es im Quellgrunde am Fuße des Hügels seinen Ursprung.

Bald wird es überall lebendig: „Kräht... Kräht!“ Darum gut aufgepaßt! Hans Wendig hebt den Drilling vom Knie und ist ganz Auge und Ohr...

Marthwart, der Haher, ist von den Sonnenstrahlen, die sein betantes Gefieder trafen, wach geworden. Der vergangene Reisetag liegt ihm noch ein wenig in den Gliedern, und so er- ging er sich mit wachendem Frohsein in eifriger Toilette. Drunten am Hange des Hügels, wo trillallare Bergwässer sprudeln, findlinge sich mäßig erhoben und die Farnwedel sich im Frohhauche bräunten, ist er im Jopende eines Nahrungs- baumes, dicht neben ihm ein jungferntes Weib Gedie. Ihre sechs Kinder lärmen in der Nachbarschaft. Nun, da auch das Oberhaupt der Familie munter geworden, hält es die ganze Gesellschaft nicht länger. Neue Kräfte heißt es sammeln und den Hunger stillen.

Oben auf dem Hügelsrücken leuchten die Eichen goldig- braun. Die Sonne hat ihre Früchte schneller reifen lassen als in den Senken. Marthwart hat dies bei seiner eifrigen Umschau schnell entdeckt.

„Kräht, Kräht!“ ruft er ermunternd seinen Lieben zu, und kurzentschlossen halstert das Paar zum Frühstück nach dem Hügel hinüber.

Mittlerweile ist der Wald lebendig geworden. Nehe ziehen auf bekannten Weichen heim. Spechte wiehern laut. Tauber rufen...

Da schritt Hans Wendig auf. Unweit von seinem Sitz fiel etwas fliegend ins Laub. Eine unvorsichtig abgeworfene Bissentarte der erwarteten Gäste, eine Eichel oder ein Zweig- lein? Während der Förster eingehend das sonnenverklärte Blätter- dach durchmustert, entdeckt er endlich hinter dichter Laubhülle den ahnungslosen Vogel.

Mit welcher Gejchlichkeit dieler seinen scharfen Dreifant- schnabel benutzt, um die Eichen aus den Weiden zu klauen! Zwei, drei Stütz hat sich der bunte Schelm schon einkerleibt, die vierte steckt ihm noch im Schnabel. Gleich wird der zigen- mernde Vogel damit das Weite suchen.

Wendig, nun schnell den Drilling an die Wange und Ziel gefaßt! Bis an den Drilling und dann — laß fahren dahin... Ja, siehst du, das muß schneller gehen! Muß viel schneller gehen! Wenn du denkst... Jetzt ist er richtig. Noch oben auf schwankem Wipfel thronend-königlich! „Nist, nist!“ qualt er mit tiefem Behagen aus vollgepumpter Kehle, die Eichel immer noch in glänzender Schnabelzange. Den nächsten Ruf verschluckt der Knall des Drillings. Droben im Blätterwehen rauscht der Durchschlag der Schrote, fliegen Federn hastig auf, taumelt das Leben und stürzt kopfüber in den Dämmerhatten der Tiefe.

Das ist der erste, denkt der Förster befriedigt und schiebt eine neue Patrone in den Lauf, um angeregt sofort nach einem weiteren Geintlicher Ausbruch zu halten, indes Nina, die treue Hündin, apportieren darf.

Auf die Haher nämlich ist Hans Wendig, nicht gut zu sprechen. Von ihren Künsten auf den Vogelbruten weiß er böse Dinge zu berichten. Daß sie ihm aus dem sommerlichen Garten die Styrer stiehlten, nimmt er ihnen noch gar nicht so sehr übel. Ebenso wenig die unfreiwillich von ihnen gepflanzten Eichenbäume. Aber alles in allem, die Rechnung himt zu ihren Ungunsten, und so hat sich der Grünroß entschlossen, ein wenig mit Kräft auf den Haherzug zu passen.

Hans Wendig hat gar keine Zeit lange zu sinnieren. Durch eine Lücke im Laube zu Tale blidend, sieht er zu seiner Freude, daß der Haherzug in voller Fahrt ist. Allerorten rätst es. In langer Reihe streben die Flieger zur Wettereiche, um sich zu jättigen, randalisieren nach Herzenslust in der luftigen Wirt- schaft der freigelegten Eiche, tun heimlich nach jedem Schusse und werden schnell wieder fed und laut.

Manchen der gefiederten Pilger trifft noch das tödliche Blei, allein ehernen Gelehen folgend, irt nimmer der Zug der Haher sich in Richtung und Raum. Unverwundbar fest sucht er, von Schnucht beschwoigt, winterliche Heimat.

Jagdabenteuer

Knollinger pürcht auf Hasen und hat dazu seinen fünf- jährigen Enkel mitgenommen.

Nach langer Suche entdecken beide einen Lampe schlafend im Lager, worauf Knollinger aus seiner Ruckstrecke einen Schutz in die betreffende Gegend entsetzt. Sei es nun, daß der Hase wirklich leicht angefaßt wurde, oder daß er nichts von der sprichwörtlichen Durchschamkeit seiner Sippe geerbt hat, kurz, er hopft nur einige zwanzig Meter weiter, um sich dann wieder niederzulegen. Erneute Breitseiten seitens Knollingers mit demselben Erfolg.

Dies wiederholt sich noch einige Male, bis der kleine Peter, der den Vorgängen mit großer Aufmerksamkeit gefolgt ist, ruft: „Großvader, wenn du net aufhörst zu schießen, kriegen mer den Has überhaupt net.“ („Fliegende Blätter“.)

500 Jahre Erbhofbauer

Alte Bauerngeschlechter auf alten Höfen

Die nationalsozialistische Staatsführung hat den Bauernstand wieder zu Ehren gebracht, nicht zuletzt durch das Erbhofgesetz. Erbhofsbauern — Erbhöfe! Das sind Begriffe, die nimmere jedem Deutschen das Bild des Bauernhofes vermitteln: ein Hof mit altem Bauernhaus, geräumigen Scheunen, sauberen Ställen, gesundem Vieh, ein Gehöft, das erfüllt ist von rüstigem Werken und Schaffen von Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang, mit Menschen, durch Geschlechter hindurch mit dem Hof verbunden.

Bauernhöfe! Die überlieferte Kultur der Väter steht darin. Wer sie in ihrer Eigenart erkennen und erleben will, muß ins Hannoversche gehen. Da ist Deutschlands schönster Bauernhof: „Die Wählburg“. Seit über 500 Jahren befindet sie sich im Besitz der Familie gleichen Namens, die absolut nicht zum reichen Bauernadel gehört, wie

wie einst der Großvater und die Großmutter. Es sind umgängliche Menschen, die Wählburgs, die dem Fremden ihre Welt gern und nicht ohne Stolz zeigen. Von uralten Bäumen überschattet liegt das Gehöft am Straßenrand. Die imposante Geschlossenheit und Gliederung verleiht dem Besitz das sichere Selbstbewußtsein zum harten Lebenskampf. Die Fachwerkbauten sind mit roten Ziegeln gedeckt und mit einem Strohdach unterhalb des Daches versehen, auf dem ein Storch im Nest nach altem Aberglauben den bauerlichen Segen schützt und hütet. Die Feuerhäuser, in denen die Knechte und Mägde wohnen, sind langgestreckt und verlaufen unter den Eichen dem Ganzen ein reizvolles Gepräge.

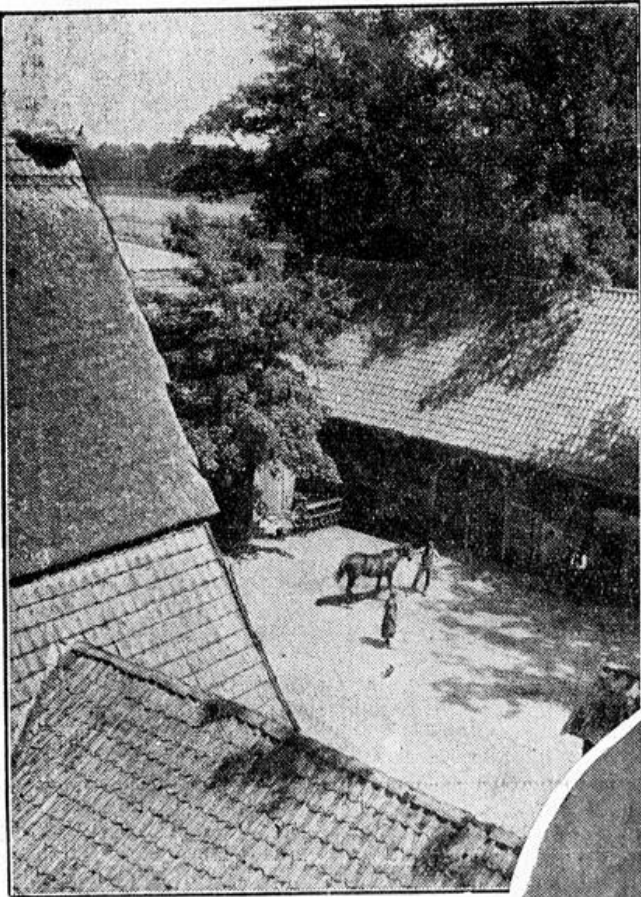
Wirtschafter sieht es in den Ställen aus. Die Pferde stehen vor den gefüllten Krippen und betrachten mit ihren großen dunklen Lichtern neugierig den Fremdling. Warm und dunkel ist der Ruch der Tierställe. Geschirre hängen an den Haken. Einer großen Wertwürdigkeit begegnet man im Stübchen. Da hängen in Reih und Glied über- und nebeneinander die farb-



Die Wählburg, Deutschlands schönster Erbhof.

dem Paneelbrett einer modernen Flurgarderobe stehen uralte Kontrüge und Humpen, auf einem kleinen gedrehten Holzstisch, der schon ein paar Generationen überlebt hat, läutet das Telefon, über einer geschützten Erbe mit wertvollen Antiquariatsstücken hängt eine aus Kupferblech getriebene, mit Ornamenten und Wappen geschmückte Wärmehülse, die mit glühenden Kohlen gefüllt wird. Und in den wichtigen Ecken, in deren Schließern recht ungefüge Schlüsseln mit kunstvollen Griffen stecken, da liegt noch heute wie einst der Flachs, der den Töchtern die Aussteuer zu den buntgewürfelten Bettbezügen geben soll.

Es ist kein stilreines Bild, das Bild von der Wählburg, andere eine Daseinsberechtigung, die in getreuem Gedenken wurzelt. Ein Erbhof unter tausenden ist das. Es gibt ihrer viele im deutschen Land, die auf eine mehrhundertjährige Geschichte zurückblicken. In Venau, Kreis Sorau, repräsentiert die Familie Globel das älteste lurnmärkische Bauerngeschlecht, dessen Geschichte sich bis in das Jahre 1420 zurückverfolgen läßt. Der Doldenhof im Schwarzwald bei Furtwangen beherbergt seit 325 Jahren die Familie Kirner, der weltfällische Bauernführer Meinberg ist der Vertreter einer 800jährigen bauerlichen Tradition, die seit dem 12. Jahrhundert in Wasserfurl auf derselben Scholle wurzelt. In der Mark sitzen am Südrand der Schorfheide seit 1446 die Nachfahren von Peter Bohme. An der Spitze der Schollenverbundenheit steht jedoch Alt-Biesdorf am Rande des Oderbruches bei Wriezen,



Die geschlossene Gliederung des Hofes gibt dem Bauern Selbstbewußtsein.

mancher anzunehmen geneigt sein wird. Im Gegenteil; Wählburg ist ein Bauer, der mit seiner Familie von frühmorgens bis spät abends auf dem Acker arbeitet, um das zu erhalten und zu befeigen, was er von seinen Vätern ererbt hat.

Tag für Tag kann man Bauer und Bäuerin beim Kübeln auf der Koppel beobachten. Sie sitzen auf niedrigen Schemeln, deren Form und Größe durch Jahrhunderte hindurch dieselbe geblieben ist. Sie tragen Holzschuhe mit Lederriemen



Der Bauer Wählburg, Besitzer des Hofes.

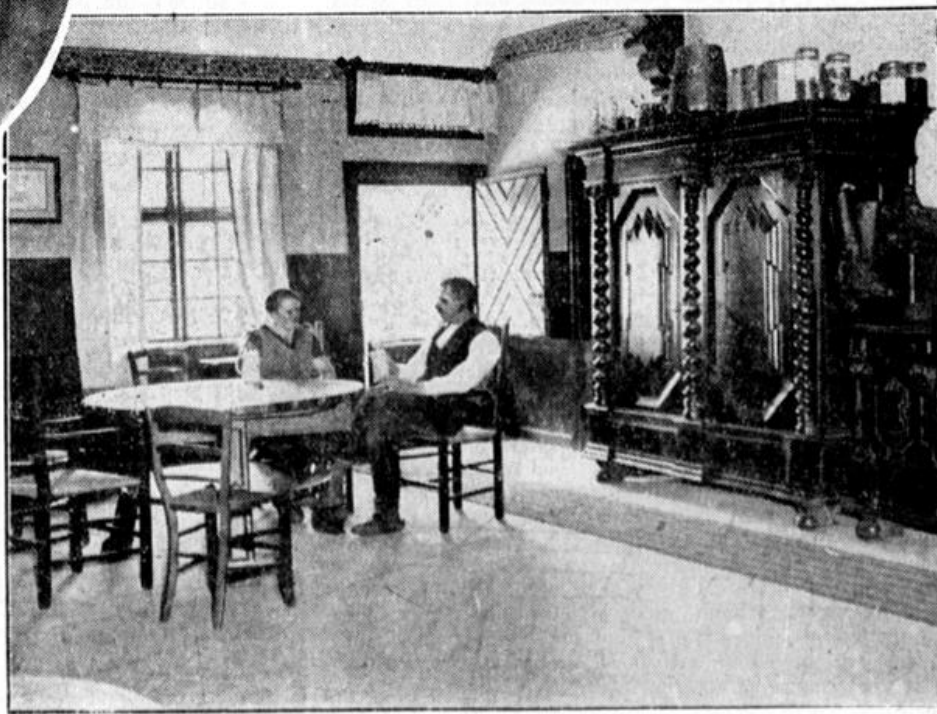
geflochtenen Riemen wie riesige Schwalbennester an der Wand. Darin brüten die Hühner. „Der Ursprung dieser Riemen reicht bis in die germanische Vorzeit zurück“, erzählt der Bauer und fügt stolz hinzu, daß er sie in seiner Jugend selbst gefertigt hat.

Auf Schritt und Tritt mahnt hier auf dem Hofe der Wählburg die Vergangenheit. Überall begegnet man überliefertem Hausrat, der in seiner Umgebung jedoch noch längst nicht unmodern geworden ist. Im Gegenteil, ohne ihn scheint die bauerliche Kultur undenkbar, denn gerade die alten Sachen begründen die Eigenart der Bewohner. „Gute Bauernarbeit nützt erst dem Enkel“, sagt Wählburg und zeigt die jahrhundertalten Möbelstücke, Spinnräder, verblüdete Bilder und Dokumente. Die Decke der Küche ist, wie nicht anders zu erwarten, von einem Balken- und Sparrennetz unterbunden, an dem Schinken, Speckseiten und Tauernwürste in Gruppen hängen.

Vergangenheit und Gegenwart reichen sich auf der Wählburg die Hand. Auf



Im Feuerhaus hängt am altdeutschen Wiemen das Fleisch im Rauch.



Erbhofbauer und Erbhofbäuerin in der Diele ihres Bauernhauses.

Generationen vermehren das Erbe der Väter, tragen, was überflüssig wurde, in die Kumpellkammern auf den Wäden und befechten das im täglichen Gebrauch, was ihnen wertvoll und nützlich erschien.

500 Jahre! 19 Generationen haben die Wählburg betreut und vergrößert. 500 Jahre haben den Wechsel der Zeiten erlebt und die Geschlechter überdauert; die alten Sachen aber bestehen fort, sind geblühtes Kulturgut, von dem sich kein Bauer leicht trennen würde, auch wenn das alte Spinnrad heute zu nichts mehr nützt ist. Er gibt das Spinnrad nicht fort, weil es ihm heilig ist. Vor vielen, vielen Jahren sah einmal die Urhahn daran und ließ das Mädchen surren. Wenn das Spinnrad nicht mehr wäre, würde der Bauer auch die Urhahn vergessen. Darum hat es mehr als alles

wo die Bauernfamilie Wolf seit 1485 und die Familie Lichtenberg seit 1540 auf der ererbten Scholle sitzen. Da ist die Familie Schreier auf „Der Sonnen“ bei Wiesbad, die zu den drei ältesten bayerischen Bauerngeschlechtern gehört und seit einem halben Jahrtausend den Sonnenhof bewohnt.

Erbhöfe. Die nationale Regierung läßt nichts unberührt, um ihren Bestand im Deutschen Reich zu erweitern und zu vergrößern. Aberall, wo Neuland aus dem Meer, aus Moor und Sumpf oder Odland gewonnen wird, werden neue erbhofberechtigte Bauern angesiedelt. Und die alten, mit der schicksalreichen Geschichte? Sie dienen als Vorbilder echt deutscher Verbundenheit mit der heimatischen Scholle des Acker und der Treue.

Photos (5): Wibe World.

Das Buch

„Herzbruder und Lumpenhund“

Eine Geschichte von Heinz Steguweit
Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg. (Reinen 4,50)

Wie in seinem „Jüngling im Feuerofen“, so schildert Heinz Steguweit auch in seinem neuen Roman „Herzbruder und Lumpenhund“ ein Stück Zeitgeschichte der Nachkriegszeit. Über hier wächst das Geschehen hinein in die Zeit des ersten Erwachens des völkischen Gemeinschaftsgefühls, das die Aussicht eröffnet auf eine neue Zeit in Deutschland. Und so kraftvoll sind diese jungen Menschen geschildert, die hier kämpfen und bluten, daß man sie als die Personifizierung der Idee ansehen muß, die den endgültigen Wandel aus der Zeit des Niederganges herbeiführt.

„Herzbruder“, das ist ein Student, leidenschaftlich im Kampf um die völkische Idee, „Lumpenhund“ ein Arbeiter, seit einiger Zeit beschäftigungslos auf der Landstraße. Und beide begegnen sich im Streit um ein Mädchen, aber aus diesem Streit kommt bald die Gelegenheit, da sie im Kampf um die Durchführung eines Richtfestes zusammenstehen, daß Bauhandwerkern in einer kleinen Universitätsstadt verlagert wird. Sie führen den Kampf gegen die Degeneration eines marxistischen Gewerkschaftsführers zum Sieg und Studenten und Arbeiter finden sich zur gemeinsamen Feier des uralten deutschen Brauchs. Aber diese erste große Gemeinschaft ist erlöst worden durch den Tod eines jungen Menschen, an dessen Bahre dann alle zusammenstehen und geloben, nicht zu rufen, bis zum großen Richtfest am einigen deutschen Reich.

In diesem Werk ist Steguweit der echte Volksdichter, als der er sich nicht zum erstenmal bewährt hat. Man versteht seine Sprache, da sie aus dem Leben stammt, das uns alle erfüllt, mit tiefem Ernst aber auch voll rheinischen Humors, der Teil des Wesens des Dichters ist. Dem Roman liegt übrigens eine wahre Begeisterung zu Grunde, eben das Richtfest, das im Jahre 1930 in einer süddeutschen Universitätsstadt als Ausdruck mächtvoll aufsteigenden Gemeinschaftswillens gefeiert wurde. Steguweits neues Werk wird den Leser ebenso packen wie sein „Jüngling im Feuerofen“, dessen Veröffentlichung in unserer Zeitung vor einigen Jahren von unsern Lesern mit großem Beifall aufgenommen wurde.



Rachmanowa's erster Roman

(Aus einem Brief.)

„In der „Fabrik des neuen Menschen“ haben Sie mir ein ungewöhnlich wertvolles Buch geschenkt; ich danke bestens dafür. Rußlands Atmosphäre, die mich seit meiner Kriegszeit dort im Innersten berührte, und anzog, lebte wie bei der Lektüre aller echten Russen wieder auf und damit zur Seele dieser Menschenart eine geheime Liebe, die ich nicht verleugnen mag, die mich im Gegenteil einmal in einer Veranlassung, worin die Schauer der Filme gegen die Gottlosenpropaganda in Rußland über die hochgeputzten Saiten junger Menschen liefen, ein ergänzendes Wort zu sprechen zwang zugunsten der uralten Echtheiten und Wahrheiten Rußlands natürlich, beileibe nicht für sein heutiges Regiment. Dessen Gesicht war in dem Filmstreifen wesentlich schonungslos für den Beschauer gezeichnet, weil der alleinige Eindruck des Gräßlichen überhand behielt. Das Buch steht hier an Gestaltung der furchtbaren Wirklichkeiten im heutigen Rußland keineswegs zurück, vielmehr weit darüber noch mit den ausstrahlenden Wirkungen seiner intensiveren Farben, auch, weil es wirklich künstlerisch fließt und so den hingebenden Lesenden tiefer, natürlicher ergreifen muß.“

Aber das Buch läßt nicht zu, daß eine Gefahr für die Bildung irre-führender Vorstellungen über das eigentliche, durch alle bolschewistische Verzerrung hindurch leuchtende liebenswürdige Rußland entsteht etwa in jungen oder unreifen Köpfen. Es lebt wie jedes echte Kunstwerk von den ewigen Echtheiten des Lebens, trinkt eben nicht an der einseitigen Darbietung bolschewistischen Lebensstils und begnügt sich nicht, harte Gegenstände in unserm Innern zu wecken wie Abieken, Mitleid und auch egoistische Angst vor ähnlichen Zuständen im eigenen Heimatland. Vielmehr ist's vom Positiven, von der Liebe ganz durchzogen und eingegeben und trägt, je mehr das lesende Auge dem lebendigen vor ihm sich auseinander fallenden Faden rechter Liebe folgt vorbei an den vielgestaltigen Nuancen und Worten des Großen wie des feingliedrigen Eros, sich da und dort zugleich schon reinigend, erzieherisch das Gemüt ins Erhebende hinein. Wegen dieser Leistung wird der Wert des Buches sich verallgemeinern können, seine Empfehlung an jeden, der sich um Veredelung des allgemeinen wie des eigenen Menschlichen ernst bemüht, scheint mir sogar Pflicht. Darüber hinaus leistet es dem großen russischen Rachman, bei dem ich das in der Seele zeltende Skandale der Menschheit, die verkehrte Biologie, am schlimmsten und gewaltigsten auswirkt, einen wegweisenden Liebesdienst, es legt den Finger an die wundeste Stelle seines Volkstörpers und bringt gleich das Medikament herbei mit dem Hinweis, Rußland gefunden nur an der Natur der Frau, ihrer Menschlichkeit und Mutterlichkeit.

Das Buch bietet — ganz abgesehen von unzähligen genauen Einzelheiten, z. B. einem echten Geschmack dafür, was dem Russen eine kleine häusliche Stube, ein Heiligenbildchen, bedeutet — geradezu ein gültiges Kompendium russischer Zeit-misstände und zugleich der allgemeinen menschlichen Liebe beides in künstlerischem, leicht durchdringbarem Gewande.

Wesentlich formal mißt das Buch, mißt inhaltlich formal an den Ausgeburten der Liebe mit dem Maßstab der echten, die zum Vaterland, dem „Mütterchen Rußland“ wie zum eigenen Kinde ihre ursprüngliche Wärme entfendet und heroische, geistig heroische Formen — vor dem tief gesehenen männlichen Geschlecht zumal — anzunehmen vermag, weil diese Liebe in geistiger Reife geistig gegründet ist und sich reinigt bis zu reiner und reinerer Vollkommenheit reinen Feuers, ähnlich dem, wovon Tania im Augenblick der stärksten Gefährdung ihrer Liebe das alte Mütterchen vorfindet in der Stille des Kirchleins, das als nicht orthodox näher bezeichnet ist.

Die Reise des Herrn von Osterberg über den Purpurschal

Von Cosmus Flam.

Die Stadt Antiochia erschien dem Osterberg in mehr als einer Hinsicht besonders merkwürdig. Nicht nur, weil sie ein Hauptstütz der türkischen Flotte war, die ihn mit ihren buntbewimpelten Geschwadern seit täglich zum Hafen lockte, sondern auch, weil in ihr ein Völkergemisch durch die Gassen trieb, wie er es kaum in Kairo oder Damaskus gesehen hatte. Vielleicht kann man zur Erläuterung sagen, daß er in Kairo ein Gefangener war, dem sein eigenes Schicksal herbedrückender war als das der anderen Menschen, und daß ihn in Damaskus die Liebe blind oder zum mindesten halbblind gemacht hatte.

Dem mag sein, wie ihm wolle. Jedenfalls blieb er in Antiochia länger, als er geplant und ergötzte sich durch Wochen hindurch an dem buntenfarbigen Schauspiel des Hafens und der Gassen. Da schritten die hellhäutigen Syrier, immer eitel, immer gepudert und gleichsam stets auf der Bühne. Da gab es die dunklen Männer und Frauen aus Syrien, Pamphylien und aus dem inneren Kleinasien. Sie trugen zum Teil Vieh, Getreide und Fische auf den Markt und feilschten um jede Kupfermünze. Da waren Griechen, die echten Entel des Oxyrhynchus, windig, verschlagen und in allen Künsten der Verbedamtheit und Wortverdringung geschult. Da gab es Türken, Araber, Juden, Araber und Männer aus dem oberen Mesopotamien. Chaldäer blickten sich ernst und gemessen ihren Weg durch die Menge, im Geräusch der Zauberei stehend. Da gab es Berber, Ägypter, Levantiner und Chyprioten. Venezianische Kaufleute trieben ihre Geschäfte, Venezianer, griechische Mönche, Petasos aus Georgien und die schönen Töchter aus den Ländern am Schwarzen Meere. Es war, als sei Antiochia der Nabel der Welt.

Osterberg wohnte also bei einem reichen arabischen Kaufmann, zu dem ihm der Vizekönig von Damaskus einen Freundschaftsbrief mitgegeben hatte, und der es seinem Gaste an nichts fehlen ließ. Als nun der frühe Sommer heraufzog, rief sich Osterberg von dem schon geschminkten Antlitz dieser Wunderstadt los und ritt mit zwei Bewaffneten, die er sich auf Karaten seines Gastfreundes gemietet hatte, weiter in das Salestal hinaus, um quer durch Anatolien nach Istanbul zu gelangen.

Groß und gewaltig ragten vor ihm jene Gebirge auf, durch

die einst die Anabastriker des Xenophon gezogen waren, und die Erinnerung an jenes kläffige Altertum ließ Osterberg auf dem Wege oft Ausschau halten, ob er vielleicht eine Gegend sähe, die er in jener unvertrauten Schrift wiederfände.

Zuerst war das Gebirge noch mit Wald bedeckt, aber je höher sie kamen, desto karger und schattenloser wurde es. Angehende Hochflähen begannen sich auszudehnen, man glaubte man sähe bis an den Rand der Welt.

Sie kamen manchmal in kleine Dörfer, manchmal an verlassenen Ruinenstädten vorbei oder an den Grabmalen türkscher Zeitgenossen. Aber allmählich wurden auch die menschlichen Ansiedlungen selten, und endlich dehnte sich die große türkische Reichsstraße ganz in das Niemandsland, wo niemand mehr wohnte, niemand mehr herrschte, niemand mehr ritt.

Man weiß nicht, wer diese Straße gebaut hat. Vielleicht kommt sie von den Römern, vielleicht von dem großen Alexander, vielleicht von den Persern, und wahrscheinlich ist sie noch viel älter als alle diese. Man weiß nicht, wie alt sie ist.

Sie zieht sich über die Berge und über die ungeheuren tahlen Flähen Kleinasiens hin und ist mit keinem menschlichen Maße mehr zu messen. Sie ist seit ohne Anfang und ohne Ende.

Über diese Straße sind die Heerzüge der Weltgeschichte gezogen, die gewaltigen Armeen der Sattapan, die Phantome der Macedonier, die Legionen Roms, die wilden Heerhaufen der Parther, die Ritterzüge der Kreuzfahrer und die taubenden Horden der siegreichen Osmanen. Es gibt kaum eine andere Straße auf der Welt, die so viel erlebt hat wie diese.

Die Türken nannten sie damals den „Purpurschal“, der aufgewidelt ihr Kleinenreich umspannte, wobei sie auch auf das viele Blut anspielten, das diese Straße im Laufe der Jahrtausende getrunken hat. Sie hatten je recht damit.

Auf dieser Straße ritt nun Osterberg Tag um Tag dahin, einzig begleitet von seinen zwei Waffenträgern aus Antiochia. Manchmal begegneten sie einer Karawane von griechischen Kaufleuten, die unter dem hochgezogenen Schilde des Großherrscher ihren Handel trieben vom Schwarzen Meere bis an das Rote. Manchmal kam ihnen ein bettelnder Dervisch entgegen, ein Salzverkäufer, ein Ochsentreiber oder eine Schar wandernder griechischer Mönche. Aber so klein die Entgegenkommen zurecht gewesen waren, schnell waren sie erreicht und sanken bei dem ungeheuren Himmel Anatoliens bald wieder unter den Horizont oder hinter die nächste Hügelkette.

Manchmal glaubte Osterberg im Lande Mescheriffa zu sein, so heiß glühte die Sonne, so braun glänzten die Berge, und so grauam blau stand der majestätische Himmel. Dann wieder wurden die Hochebenen von einem tief eingeschnittenen Talsal durchbrochen, an dessen Hängen Buschwald wuchs, grüne Matten dehnten sich bis an das Wasser, und an die Hänge kletterten sich kleine Dörfer und uralte Burgen.

Auf dieser ewigen Straße ging Osterberg vielleicht am reichsten die Größe der Erde und die Kleinheit des Menschen auf. Da hier nichts gestaltet war und die wenigen Urformen der Schöpfung der Zeller der Erde, die Kuppel des Himmels und das leicht hin gewundene Band des „Purpurschals“ alles waren, was das menschliche Auge sah, erschrak sein Herz und fragte sich, wozu und warum er und die anderen Menschen so eifrig dieses erhofften und erstreben und so ängstlich jenes fürchteten und verabscheuten, wo doch die große Erde, gleichmäßig, gleichmäßig, überausmäßig, schicksalhaft, ganz sich selbst und ihrem inneren Geiste ergeben, grauam und mitleidlos alles gebiert und alles verschlingt, beinahe in ein und demselben Nu. Und er begriff, daß dieses Land einem schicksalgläubigen Volke zur Heimat werden mußte und die Pflanzstätte eines Glaubens, der sich selbst nennt: Islam, das heißt Ergebung.

Eine seltsame Unruhe kam über den sonst so stillen und ruhigen Mann. Es wollte ihm das Blut zum Herzen, wenn er der Heimat gedachte. Dann setzte er sich im Sattel fester und ritt schneller zu, immer das Auge in jene Ferne gerichtet, wo eines Tages die zahllosen Türme und Kuppeln Istanbuls auftauchen mußten.

Aus: „Daniel Bachmanns von Osterberg.“ (Eckmann, Baummeister und Bilger der Barockzeit. Verlag Herder, Breslau. Ganzl. 5,50 RM.)



Das Buch für Kinder.

„Matz, der Bub“

Geschichten um einen kleinen Jungen herum von Hedene Pages (Verlag Herder Freiburg).

Kindern und auch Eltern und Kinderfreunden hat unsere Landsmännin Hedene Pages mit diesem „Matz, der Bub“ ein schönes Buch für den Weihnachtsfest gegeben. Hier geht Matz auf Fahrt, und wir erleben diese Fahrt durch die Kunst der Autorin ganz aus dieser Perspektive des Kindes. Matz will immer „fort“ und das befragt er dann auch mit kindlicher Gründlichkeit; aber er ist kein Durchbrecher in dem Sinne, wie wir das oft in den Zeitungen besorgterweise lesen müssen; seine Wanderungen und Reisen sind keine Abenteuer in dem schlechten Sinne, sie sind es im besten Sinne und mit liebenden Augen betrachtet und beleuchtet: immerhin ist Matz ein regelrechter „Lassbub“, wie man im Freiburger Land sozusagen zu nennen pflegt. So tritt denn Matz in die weite Welt, gelangt gar bis Berlin, aber vorher ereignet sich vieles: da erscheinen uns denn vorher wohlbelannte Dinge wie eine zerbrochene Fensterscheibe, der Floo, ein Eichhörnchen, Sandkasten und Kuckuckskittchen, ein Bauernhof und ein Auto, da ist von Feiertagsfäden die Rede, die vorfällige Mütter auf den Rodarne nähen, damit dieser Kermel nicht die Rolle des bei Jungen leicht für andere Zwecke dringenden gebrauchten Tischtuchens zu spielen braucht, über Matz's Freunde Ernst und Max muß man allerlei lesen, und von der Tatsache, daß Jungen oft den lieben Gott nicht verstehen mit ihren Maßnahmen.

Esse Pages hat uns mit diesem Buche wieder ein Buch für Kinder geschenkt, das unserer ganzen Liebe wert ist.

Verlag Pustet, Salzburg-Weipzig.

ogen waren,
ieß Oberberg
eine Gegend
nde.
nden, aber je
er wurde es.
man glaubte
mal an ver-
lern türki-
schlichen An-
roße türki-
seman mehr
itt.
t. Vielleicht
en Alexander,
sie noch viel

e ungeheuren
en menschlichen
ng und ohne
geichte ge-
e Phantange
n Heerhaufen
e raubenden
a eine andere
ie.
urjchal", der
auch auf das
e der Jahr-
itt.

en Tag dahin,
us Mythen.
griechischen
e des Groß-
e bis an das
ich entgegen,
Schar wan-
Entgegenkom-
erreicht und
wieder unter
e.
Reichertsa zu
n die Berge,
n wieder
ittenen Grün-
wuchs, grüne
die Hänge

vielleicht am
des Menschen
des Urformen
des Himmels
rjchals" alles
in Herz und
en Menschen
unglücklich jenes
Erde, gleich-
haft, ganz sich
am und mit-
e in ein und
inem schidial-
e Pflanzstätte
Ergebnis.
u und ruhigen
er der Heimat
ritt schneller
eines Tages
hen mußten.
Imann, Bau-
lag, Breslau.

ejene Page 3

n hat unsere
der Pub
t. Hier geht
die Kunst der
May will
licher Gründ-
wie wir das
eine Wande-
chten Sinne,
gen betrachtet
e Lausbub",
egt. So tritt
t, aber vorher
wohlbekannte
oo, ein Eichen-
hof und
vorjorgliche
Mermel nicht
de dringend
über May's
und von der
verfichen mit

ein Buch für



In jedem Morgen füttert der Vogelfreund seine Liebste.

mit rührender Betonung sagen unsere Abschützen als Probe ihrer ersten Lesestunden jenes kleine Wintergedicht von den armen Vögeln auf, die ans Fenster piken: „Dicht fällt der Schnee, der Wind geht kalt, habe kein Futter, erfrüerte bald!“ Wie bald wird dieser beherzigenswerte Weckruf des Mitleids für das gefiederte Völkchen im Wandel des Lebens vergessen — und die kleinen Dosenmäße, die viel zu schnell zu richtigen Lausbuben heranwachsen, erinnern sich wohl nur noch selten an diesen Kinderreim. Da werden die Vögel, die einst in uns so viel Mitleid erweckten, die wir pflegen und hegen wollten, vergessen, wenn nicht gar ihnen gegenüber Noheit zum Ausbruch kommt.

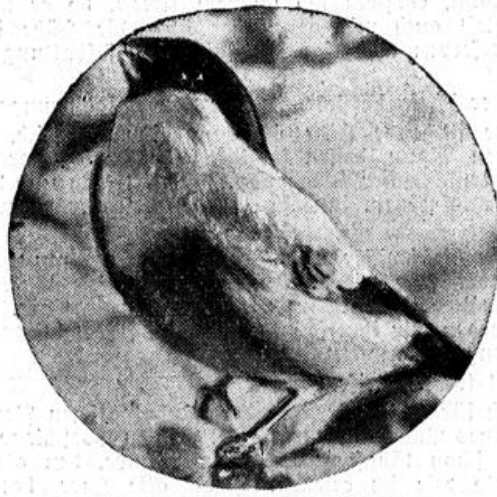
Aber dürfen wir großen Menschen, wir Stadtmenschen insbesondere, unserer Jugend ihre Vergesslichkeit verargen? Wie viele unter uns, die sich im Frühling und Sommer an dem Jubilieren der heimischen Singvögel erfreuen, die immer wieder ihre Freude haben an dem Treiben dieser gefiederten Freunde, überlassen im Winter gedanken- und mitleidslos den Schutz der kleinen Sänger „zuständigen“ Stellen.

Es scheint fast so, als ob sich unsere „Tierliebe“ nur in jenen Zeiten bewährt, da wir durch den lieblichen Gesang immer wieder an diese zarten kleinen Künstler erinnert werden. Gewiß, ein großer Teil unserer heimischen Singvögel entflieht im Winter nach dem warmen Süden. Aber gerade die Stadt hat es ja mit sich gebracht, daß ein Teil dieser Zugvögel wie z. B. die Amsel, das Rotkehlchen zu Standvögeln geworden sind, die hoffen, gerade in der Stadt und ihrer Umgebung auch im Winter noch genügend Nahrung zu finden. Aber immer unaufhaltsamer rücken die Steinmauern der Städte vor, der lärmende Verkehr auf den Straßen nimmt von Jahr zu Jahr zu, und für ein idyllisches Leben der Vogelwelt bleibt immer weniger Raum. So kommen sie, wenn die Erde hart gefroren oder der Schnee wie eine Decke ausgebreitet ist, bis vor unsere Fenster. Futter heischen sie und vielleicht Schutz vor der Kälte und den jagtreichen, auch im Winter unbarmherzigen Feinden.

Betrachten wir einmal den Schutz unserer einheimischen Singvögel von einer ganz anderen Seite, nämlich der volkswirtschaftlichen!

Was hat die Volkswirtschaft denn mit unseren Singvögeln zu tun, werden viele erstaunt fragen? Und doch müßte uns eigentlich auch ohne Statistik eine nüchterne

rer heimischen Vogelwelt. Und was für die Forst- und die Landwirtschaft gilt, das gilt selbstverständlich auch für die Parkanlagen und Gärten unserer Städte. Die Singvögel, und besonders auch diejenigen Vogelarten, die bei uns überwintern, sind als Insektenvertilger ein- und zweifach wichtig. Man muß sich einmal nur klar darüber sein, daß eine einzige Meisenfamilie in einem Jahre mehrere Millionen Insekten vertilgt! Alle unsere Tierliebe hätte also einen sehr realen Grund, wenn sie sich bei den gefiederten Sängern für die Vernichtung aller Schädlinge der Land- und Forstwirtschaft auch dann dankbar erweisen würde, wenn wir nicht für unsere geringe Mühe und kleinen Opfer durch ein Vogelkonzert belohnt werden. Wie bitter hat es



Ein Dompfaff im Hochzeitskleid.

gabelartige Unterlage für das zukünftige kleine Vogelneß schaffen. Jetzt muß die erste Sorge der Fütterung der auch im Winter hier gebliebenen Vögel gelten. Es ist gut gemeint und lindert etwas ihre Not, wenn wir ihnen regel-



Heißliches Futterhaus, der schneefichere Futterplatz.

sich gerächt, wenn der Mensch daran ging, durch Ausroden vermeintlich ganz unnötiger Sträucher den Naturwald zu verändern.

Ist es ein Wunder, daß die Singvögel, die keinen Schutz und keine Nahrung in dem oft vererbttragenden Gebüsch im Winter fanden, an Zahl immer mehr zurückgingen und die Waldbestände der Insektenplage überließen? Wenn die Spannerräupen einen Buchenwald überfallen, wenn die Fortleuten einen Kiefernwald lahtreffen, dann ist guter Rat teuer, und dann erst erinnern wir uns wieder daran, was der Schutz einheimischer Singvögel volkswirtschaftlich zu be-

stand gesetzt werden, auch schon deshalb, damit sich die kleinen gefiederten Sänger allmählich an ihre winterliche Futterquelle gewöhnen. Die beste Form ist ja wohl das sogenannte heißliche Futterhaus, dem wir in den öffentlichen Anlagen und den Forsten am häufigsten begegnen. Das Futterhaus ist geräumig und bietet vielen der kleinen Gäste Platz. Das Futter kann über eine große Fläche ausgebreitet werden und das Dach schützt vor allen Unbilden der Witterung. Auch die automatische Futterglocke, bei der der Futterfamen ständig von oben nachtrifft, und die durch ihre eigenartige Lampenform auffällt, bewährt sich als eine sehr beliebte und gebräute Vogelgaßstätte. Sie hat vielleicht den einen Nachteil, daß sie nicht gleichzeitig als Witterungsschutz dienen kann. Für viele der Insektenfreier ist die beste Winterstube ein ölhaltiger Samen, der in Salz eingeschmolzen ist, die sogenannten Fettringe und Fettlöcher.

Also planmäßiger Vogelschutz ist wirklich eine gebieterische Notwendigkeit, denn

„Habe kein Futter...“

Winterhilfe auch für die gefiederten Freunde der Menschen

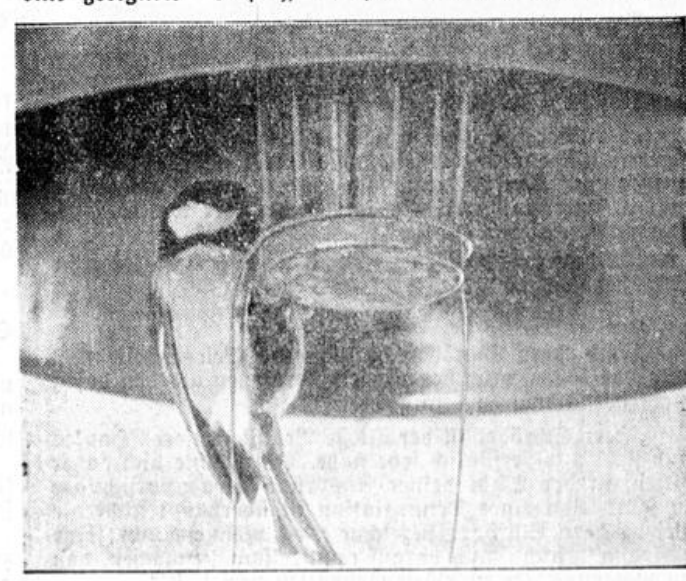
Verstandes-Überlegung überzeugen, daß doch Millionenbeträge durch einen systematischen Vogelschutz für die Land- und Forstwirtschaft gerettet werden können, und selbstverständlich gehört dazu, daß dieser Schutz sich nicht nur auf die warme, sondern auch auf die kalte Jahreszeit erstreckt, und gerade auf die kalte Jahreszeit, weil dann die Gefahren sich um viele vermehrt haben.

Alle Bestrebungen, die in den letzten Jahren darauf hingingen, in der Forstwirtschaft wieder eine stärkere Anpflanzung des Mischwaldes durchzuführen und mit aller Energie gegen die Ausrottung des Unterholzes vorzugehen, sind zugleich auch eine wohlbedachte Förderung un-

serer gefiederten Freunde sind im Winter allein auf die menschliche Hilfe angewiesen. Ohne Futterhäuser und Futterplätze müssen sie verhungern. Dabei muß noch betont werden: Wenn es auch die idealste Fürsorge ist, die zweckmäßigen Häuser oder Glöden aufzustellen, so wird man sich, wo die Mittel für solche Anschaffungen fehlen, mit einfachen Einrichtungen, die eine geschickte Hand ohne weiteres bastelt, ohne Schaden begnügen können. Nur darauf kommt es ja an, daß den Vögeln ein geschützter Futterplatz geboten wird, eine Stelle also, wo Regen und Schnee nicht eindringen. Andernfalls verdirbt das Futter nach kurzer Zeit oder es liegt unter Schnee begraben. Dann aber wird man darauf Rücksicht nehmen, daß nicht jedes Futter für alle Vögel geeignet ist.

Der Sperling ist vielleicht die einzige Vogelart, die sich auch in den Städten den veränderten Verhältnissen angepaßt hat. Der Sperling, der noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Dörfern unbekannt war, hat sich auch dort wie selbstverständlich eingebürgert. Sehr eigenartig ist auch die Beobachtung, daß von den Singvögeln das Weibchen des Buchfinken dem Wandertrieb nach dem Süden folgt und das Männchen als Strohwinde allein zu Haus läßt. Allerdings bleibt ja Frau Buchfink nicht gar zu lange aus, denn häufig schon Ende Februar kehrt sie wieder aus dem warmen Süden zu ihrem Mann zurück.

Nichtzeitig soll also die menschliche Vorsorge einsetzen, um auch die Nistplätze unserer Sänger vor dem räuberischen Zugriff aller Vogeliebe zu schützen. Nistgitter müssen um die Bäume gelegt werden, und um vor allen Dingen den Kagen einen Überfall auf die Nistkästen unserer Vögel zu erschweren, wird man sie vorvorzüglich mit einem Klappdach versehen, so daß sie beim Versuch, mit ihrer Krallenpote ins Nestloch



Eine Kohlmeise an der Futterglocke.

mäßig und vor dem gewohnten Fenster ihren Tisch bereiten. Aber für nicht alle Vogelarten sind Nischenabfälle und Brotreste das geeignete Futter: was ihnen geboten wird, muß sich schon ihren Lebensgewohnheiten anpassen. Deshalb müssen wir Futterhäuschen aufstellen und so einrichten, daß das Futter nicht einfriert und einregnet. Sie müssen rechtzeitig bei Beginn der kalten Jahreszeit wieder in-

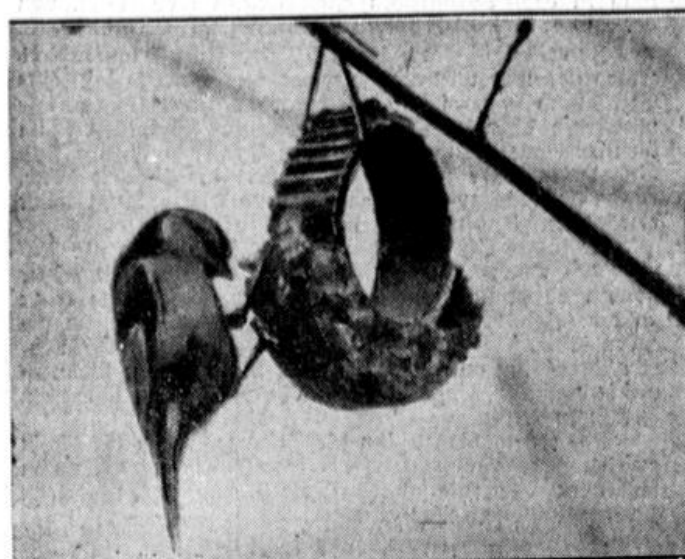
zu greifen, rettungslos herunterpurzeln müssen. Unermüdlicher Gesang, Vertilgung unzähliger Millionen schädlicher Insekten ist wohl das kleine Opfer wert, wenn wir unseren gefiederten Freunden auch zur Winterzeit ihre Sorge um das tägliche strömchen Nahrung auf jede Weise zu erleichtern suchen.

S. Pfankuch.

Photos: Ufa (1), Scherl (2) — M.



Nistkästen und Futterkeppen in einem Park.



Eine Blaumeise am Futterring, der aus in Fett eingeschmolzenen Samen besteht.

Die JAGD nach dem GLÜCK

ROMAN VON HANS SCHULZE

5. Fortsetzung.

Walter hatte in einem der mächtigen hüffellebneren Sessel Platz genommen, die auf einem prachtvollen alten Velutstisch um den runden Tisch standen, und hielt ein paar Augenblicke in seiner Umgebung Umschau.

Ein ernstes, fast feierliches Halbunten hing unter der tafettierten Decke des vornehm-behaglichen Raumes.

Nur wenige wichtige Möbel in dunklen Danziger Barock, edle Bronzen und kostbare orientalische Teppiche in gedämpften Farben.

An den Wänden sparsam verteilt ein paar ausgewählte Bilder, eine Altstudie von Rodin, moderne Franzosen und spanische Schule des sechzehnten Jahrhunderts, die von einem geklärten Kunstgeschmack und feinsinnigen Sammlerverständnis Zeugnis gaben.

„Nun, lieber Schwager, womit kann ich dir zu Diensten sein? Hier stehen Zigaretten und Zigarren. Bitte, versieh dich!“

Axel war zu Walter an den Tisch getreten und schob ihm einen kleinen Berg von Zigarettenstücken zu.

Er trug jetzt einen eleganten Besuchsanzug, der das Ebenmaß seiner schlanken Gestalt und den Rhythmus seiner raschen, elastischen Bewegungen zu vollendetem Ausdruck brachte.

Walter richtete sich höher aus der tiefen Höhlung seines Sessels empor.

„Ich bin aus einem ganz bestimmten Grunde heute zu dir gekommen“, sagte er mit leiser, verschleierter Stimme. „Wie du weißt, werden wir beide in nächster Zeit neben unserem rein verwandtschaftlichen Verhältnis als künftige Mitinhaber der Firma auch geschäftlich in enge Beziehungen zueinander treten. Und da dürfte es wohl angebracht sein, daß über einige grundlegende Fragen zwischen uns sobald als möglich Klarheit geschaffen wird!“

Axel neigte zustimmend den Kopf.

„Das begegnet sich durchaus mit meinen eigenen Wünschen, zumal da ich annehme, daß du von jetzt ab dauernd in Europa bleiben wirst!“

„Darüber bin ich mir noch nicht ganz klar! Ich war eigentlich schon entschlossen, gleich nach Hilbes Hochzeit wieder nach Amerika zurückzugehen, allein nach einem Besuch in unserer Fabrik bin ich doch wieder wankend geworden!“

„Mit anderen Worten, du hast mit dem Direktor Schröder gesprochen!“

„Allerdings!“

„Und Herr Schröder hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, mich bei dir gewissermaßen als den bösen Geist der Firma zu denunzieren!“

„Herr Schröder ist der älteste Beamte unseres Hauses und steht mir persönlich sehr nahe. Ich möchte dich daher bitten, in der Wahl deiner Ausdrücke etwas vorsichtiger zu sein. Von einer Denunziation ist überhaupt nicht die Rede. Herr Schröder bezeichnete es vielmehr als seine einfache Pflicht, mich darauf aufmerksam zu machen, daß du meinen Vater zu Börsengeschäften verleitest!“

Mit kühler Gelassenheit sah Axel durch den Rauch seiner Zigarette.

„Ich weiß“, sagte er dann nach einer kurzen Pause, „daß mich Herr Schröder seit einiger Zeit mit diesem Verdacht verfolgt. Und doch tut er mit damit ein großes Unrecht. Denn als ich zu euch kam, hatte der alte Herr schon längst sein Herz für die Börse entdeckt!“

„Axel!“

„Bitte, rege dich nicht unnötig auf, Walter! Ich denke, wir wollen doch ganz ruhig und sachlich miteinander verhandeln. Auf den ersten Blick mag es ja recht seltsam erscheinen, daß sich der Chef eines so großen Hauses wie des unsrigen am Börsenspiel beteiligt. Dem Eingeweihten ist es aber längst kein Geheimnis mehr, wie das Spiel in der Nachkriegszeit bei uns in Deutschland um sich gegriffen hat. Sie versuchen heute alle ihr Glück an der Börse, vom Großkaufmann bis hinab zum kleinsten Angestellten. Gewisse Kreise sind eben einfach unbeschreiblich und werfen ihr Geld geradezu planmäßig zum Fenster hinaus!“

„Das mag ja alles so sein, wie du sagst, Axel. Um so weniger verstehe ich es dann aber, daß du bei dieser Auffassung nicht deinen ganzen Einfluß aufbienst, Vater von seiner Leidenschaft für das Börsenspiel wieder zurückzubringen!“

„Lieber Walter, dein Vater ist ein Mann von achtundsechzig Jahren und hat, wie du selbst am besten weißt, seinen Kopf sehr für sich. Glaube mir, ich habe oft genug versucht, auf ihn einzuwirken, schon deshalb, weil er mir ganz falsche Grundsätze zu seinen Börsengeschäften zu betätigen scheint. Als ich in die Firma eintrat, hatte er sich gerade einer Gruppe von Waisenspekulanten angeschlossen und bei der damaligen Wirtschaftslage zunächst auch mehrfach beträchtliche Gewinne erzielt.“

Er hat in letzter Zeit seinen Standpunkt schnell geändert und sich in einem nur sehr schwer verständlichen Optimismus nun in eine große Hausspekulation mit amerikanischen Eisenbahnpapieren eingelassen. Es handelt sich dabei um ein sehr geschickt geleitetes, noch verhältnismäßig junges Unternehmen, die St. Louis und Mississippi Railroad. Diese Bahn floriert seit ungefähr

zwei Jahren vorzüglich, die New-Yorker Börse zeigt darin fortwährend steigende Tendenz, auch in London und Amsterdam schätzt man sie als gut und solide. Zum Ultimo-Juli-Termin, wo in Amerika die Ernte bereits in vollem Gange ist und die Bahn voraussichtlich ausgezeichnete Verdienste wird, müssen nach Vaters Rechnung die Aktien mindestens um zehn Prozent ansteigen. Nun beabsichtigen wir am 1. August zum Ausgleich unseres Waren-schuldenkontos einer Summe von über 800.000 Mark. Dies Geld soll durch die geschilderte Spekulation angeschafft werden. Der Aktienkurs war Ultimo Juni 108; mit ziemlicher Sicherheit ist anzunehmen, daß er Ultimo Juli 118 stehen wird. Um also rund eine Million zu verdienen, hat Vater am 30. Juni für zehn Millionen Mark 200.000 Aktien zum Kurs von 108 gekauft. Die Vermittlung des Geschäftes ist durch den Bankier Bierig in der Behrenstraße erfolgt, der bei dem großen Objekt anfänglich geäußert, nach dreitägiger Bedenkzeit aber doch mit Vater abgeschlossen hat. Unsere Aussichten sind gegenwärtig sehr günstig, das Papier steht heute schon 115. Trotzdem ist natürlich größte Vorsicht geboten; denn bei der allgemeinen Nervosität des Börsenpublikums kann schon eine geringfügige Erschütterung des Marktes einen scharfen Kursrückgang herbeiführen. Ob Vater einen solchen auszuhalten kann, entzieht sich meinem Urteil, da er sich in letzter Zeit auch mir gegenüber über die Höhe seiner Kapitalreserven eine fast ängstliche Zurückhaltung auf-erlegt!“

„Aber ich kenne sie!“ Walter war aufgesprungen.

Eine stehende Hitze übermann ihn plötzlich, Haß gegen den Mann, dessen sachlich-kühle Darlegungen ihn mit so vernichtender Überzeugungskraft trafen und denen er doch aus seinem innersten Empfinden heraus widerstrebt.

„Wir Geschwister und Eva“, sagte er dann, „verfügen über sehr bedeutende Kapitalien, die Vater bei seiner zweiten Eheschließung für uns festgelegt hat. Dies Geld werden wir ihm selbstverständlich sofort wieder zur Verfügung stellen!“

Axel lächelte leise.

„Ich fürchte, du irrst in der psychologischen Beurteilung deines Vaters und wirst mit deinem Vorschlag, den ich ihm schon längst selber gemacht habe, den gleichen Mißerfolg wie ich erleben. Der alte Herr hat mir wenigstens mit aller Entschiedenheit erklärt, daß er lieber liquidieren, als auch nur einen Pfennig des Geldes an-rühren würde, mit dem er euer aller Zukunft sicher-gestellt hat.“

Ein Schweigen entstand.

Walter hatte sich wieder schweratmend in seinen Sessel niedergelassen.

Seine Hände tasteten unsicher über das weiche Leder und ballten ein kleines Taschentuch zusammen, das ihm aus einer Kiste zwischen Sitz und Lehne entgegen-gefallen war.

„Du sprichst von einer Liquidation“, begann er end-lich wieder mit stöcker Stimme. „Ist es denn wirklich schon so weit mit uns gekommen?“

„Ich weiß es nicht! Vater spricht sich ja nicht aus. Nur einmal deutete er an, daß er durch seine zweite Ehezeit all diese Schwierigkeiten über die Schöpfung seines Lebens gebracht zu haben glaube und sich darum auch verpflichtet fühle, ganz allein für alle Folgen einzustehen. Das ehrt ja sein menschliches Empfinden, ist aber nur wenig kaufmännisch gedacht!“

Walter erhob sich.

Eine flammende Rote stand ihm unheilvoll in den Schläfen.

Er hielt noch immer das kleine Taschentuch in der Hand und schob es mit einer achtsamen Bewegung in die Tasche.

„Du würdest auch von mir mit einem solchen Vor-schlag eine glatte Ablehnung erfahren haben!“ sagte er dann mit mühsam verhaltener Erregung. „Noch ist das Ehrenschild unseres Hauses rein und soll es bleiben, so lange ich dafür einstehe kann. Ich würde lieber mein Leben opfern, ehe ich es zuließe, daß mein alter Vater als Bittender vor seine Gläubiger tritt. Und ich glaube, das gleiche auch im Namen von Hilbe und Eva aus-sprechen zu können. Ich danke dir für deine Mitteilungen, dich mich jetzt wenigstens klarer sehen lassen, und will dich nun nicht länger aufhalten. Guten Abend!“

Walter ging die Jenaer Straße entlang und wandte sich dann zum Väterischen Platz hinüber.

Ein seltsames Gefühl von Leere war in seinem Kopf. Stimmen und Laute umschwirrten ihn.

Er ging wie im Traum.

Erst als an der Kreuzung der Grunewaldstraße ein Autofahrer kaum noch im letzten Augenblick seinen Wagen vor ihm zur Seite reißen konnte, kehrte ihm langsam die Empfindung der Wirklichkeit zurück.

Wohin wollte er eigentlich?

Er wußte es nicht.

Es trieb ihn vorwärts, zwangweise, ruhelos, so, wie er schon den ganzen Tag in einem sinnlosen, ziel-losen Gehen in Berlin herumgeirrt war.

Dann sah er in dem Vorgarten des Café Wittelsbach.

Der Abend sank langsam in die blaue Weite des Väterischen Platzes, und das Licht der seidenüberponne-ten Glühbirnen begann einen stillen Kampf mit der wunderbaren Halbämmerung des scheidenen Tages.

Zwei Tische von ihm entfernt hatte ein junges Paar Platz genommen.

Ergebnis Zug in dem Gesicht der Dame gemahnte ihn auf einmal an Eva.

Und plötzlich stand die Erinnerung an die vergangene Nacht wieder vor seiner Seele, unvermittelt, jäh, haar-scharf in jeder Einzelheit, da sich die Frau, die er über alles liebte, voll Abscheu aus seinen Armen gerungen hatte.

Mit zitternder Hand nahm er endlich eine Abend-zeitung auf und versuchte zu lesen.

Doch schon nach kurzer Zeit begannen die Buchstaben vor seinen Augen zu tanzen, daß er das Blatt wieder niederlegte.

Das Café hatte sich unterdes langsam gefüllt.

Die schmeichelnden Rhythmen eines Tangos flachten sich leise in den Abend hinaus.

Ein Kellner trat zu ihm heran und fragte, ob er noch Befehle habe.

Er winkte ab, kurz und schroff, mit gerichtetem Blick, und schob ihm ungeduldig ein größeres Geldstück hin. Es widerstrebte ihm allmählich immer härter, weiter so am Tische zu sitzen, in dieser tatenlosen Müßigkeit zu ver-harren.

Und doch fehlte ihm die Kraft, aufzustehen aus einem unbestimmten Angestühl heraus und der peinigenden Zwangsvorstellung, daß man ihn von allen Seiten beobachtete.

Seine Haut brannte, seine Schweißperlen standen ihm auf der Stirn.

Mit einer suchenden Bewegung tastete er in sein Jackett und zog ein Taschentuch heraus.

Ein leiser Duft von Nuit de Noël stieg aus dem batistenen Gewebe auf. Nuit de Noël!

Evas Lieblingsparfüm, das eine jede ihrer Bewe-gungen, ihre Kleider, ihre Haut wie ein zarter Hauch um-wehte. Wie kam er zu diesem Tuche?

Und dann zuckte es auf einmal wie ein Blitzstrahl vor ihm nieder.

Bei Axel hatte er es in einem Sessel gefunden.

Bei Axel!

Da schwebte die Musik mit einem schrillen Gelgen-afford, daß ihm die plötzlich einschende Stille wie ein Abgrund schien.

Mit unsicheren Schritten drängte er sich zwischen den enggestellten Tischen zum Ausgang.

Dann stand er vor einem Hause in der Speyerer Straße und schaute sich schwer gegen die eiserne Rampen-schranke eines Schaufensters.

Er dachte jetzt ganz sinn- und zusammenhanglos.

Kein Weg, kein Bild waren ihm mehr deutlich.

Und nur der eine Gedanke hämmerte unablässig durch sein schmerzhaftes Hirn: Axel und Eva!

7. Kapitel.

In Walter war seit seinem Besuch bei Axel eine grundförmige Wandlung seines ganzen Wesens vor sich gegangen.

Gleich am anderen Tage hatte er unter einem er-dichteten Vorwande seine Wohnung im Grunewald auf-gegeben und war in eine Pension auf dem Kurfürsten-damm übergesiedelt.

Er fühlte, daß er nicht länger mehr inslande war, mit Eva in dieser engen Gemeinschaft weiter unter einem Dache zusammen zu leben, daß er sich ganz von ihr lösen, sich auf ein völlig neues Daseinsgebiet hinüber-reiten mußte. Und doch war Tag und Nacht in seinem Innern nur ein einziger Gedanke der Sehnsucht, ein heißes, stehendes Verlangen, das wie eine fremde, rätsel-hafte Kraft über ihm waltete und all seine Entschlüm-ger ständig in ihr Gegenteil verwandelte.

Vom frühen Morgen an war er strakenauf, straken-ab unterwegs in einer jagenen Unruhe, die sein ganzes Nervensystem in peinvoller Spannung hielt, daß er im Gefühl des Kurfürstendamms zuweilen jäh zusammen-schredte, wenn in den drängenden Massen unvermutet eine schlanke Blondine vor ihm auftauchte.

In jedes Auto warf er suchende, forschende Blicke; immer wieder glaubte er, die Geliebte plötzlich vor sich zu sehen.

In der Jenaer Straße hatte er einen förmlichen Überwachungsdienst eingerichtet und sah täglich stundenlang in dem Vorgärten einer kleinen Konditorei, von der aus er Axel's Wohnung unablässig im Auge hatte.

Zuweilen überkam ihn in dieser Unrast tausendfach erwogener und wiederum verworfener Schritte fast eine Verachtung seiner selbst und eine brennende Scham, wie unwürdig dies heimliche Spüren und Spionieren im Grunde eigentlich war, daß er am liebsten offen vor Eva hingetreten wäre und Aufschluß von ihr begehrte hätte, rüchlos bis zum Letzten nur, um dieser kaum mehr erträglichen Ungewißheit ein Ende zu machen.

Er fühlte sich in solchen Augenblicken völlig als An-walt des Vaters; in der krankhaften Überreiztheit seiner ganzen Stimmung wuchs der Fund bei Axel, dem er zu anderer Zeit vielleicht eine ganz harmlose Deutung ge-geben hätte, nach und nach zu einer hergehothen erdrüden-den Beweislast an, daß er es als seine einfache Sohnes-pflicht empfand, jenen beiden die heuchlerische Maske vom Gesicht zu reißen.

Dann aber lähmte ihn die Erinnerung an die Nacht auf der Terrasse immer wieder jede Entschlußkraft, nach ihm allen Halt und all die kühle Festigkeit, die vordem sein verlässlicher Panzer gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 15. Dezember 1935

Und nun die „Silbernen“!

Keine Bange! Wir werden hier nicht noch einmal den Fall durchgezieren, mit dem Schenken und Kaufen und so! Wer jetzt noch nicht weiß, wie es gemacht wird, dem ist nicht mehr zu helfen, und da der unpolitische Chronist auch nicht in der Lage ist, das eine Rezept zu sagen, wie man ein leeres Portemonnaie auf eine anständige Art und Weise wieder voll bekommt, so wollen wir unseren so gelagerten Leser zum Jörn reizen, indem wir uns etwa mit der Betrachtung eines „Kärbach“-Wagens oder eines „Holl-Moyce“ oder eines „Damen- oder Herren-Bezugsantels mit Lust- und Heilung und in ähnlicher Weise, aber für unseren Beutel unerreichbare Dinge als Weihnachtsgeschenke versehen; auch über die Technik des „Zweirechtszweifels“-Strickens mit Aufnehmen und Falllassen, auch nicht über die schon länger zu betriebligen Kissen mit dem bösenartigen Imperativ „Nur ein Viertelstündchen!“ wollen wir hier eine mehr oder minder langweilige Plauderei vom Stapel lassen, obwohl auf keinen Fall diese Zeit gekommen ist; überhaupt sprechen wir so reichlich viel von den äußeren Dingen der Weihnachtszeit, daß wir einmal eine kleine Pause machen können, zumal ja die Dinge im Fluß sind, und wir uns nicht hier in immerwährenden Wiederholungen ergehen wollen. Wir wollen nur hier für die, die es noch nicht wissen, feststellen, daß morgen der silberne Sonntag dem goldenen vom vergangenen Suppern folgt, und daß wir uns selbst den Geschäftsläuten und den in den Geschäften tätigen einen Dienst erweisen, wenn wir nicht wieder mit unseren großen und kleinen Entschlüssen wieder bis am Tage vor dem Fest warten; in diesem Sinne schrieb uns einer unserer Leser eine lange Epistel, die eigentlich nur den einen kurzen Sinn hatte, daß die Zeitungen in diesem Sinne den Neuhern noch einmal einen „Den“ geben sollten. Das sei auf diesem Wege getan! Daß der silberne Sonntag übrigens dieses Mal sogar noch eine besondere Zugabe zu verzeichnen hat, die ersten (und wahrscheinlich wohl auch die letzten) Dezember-Kennzeichen draußen vor dem Fenster, das ist wahrscheinlich ein weiterer Anziehungspunkt für Neuß, für die „Stadt zwischen Kohle und Korn“.

Die berühmtesten „ältesten“ Leute, die meistens soooo einen Tag haben, erinnern sich nicht, daß jemals in Neuß ein paar Tage vor Weihnachten noch Perderrennen gewesen wären; das kommt, weil im Frühjahr der erste Renntag wegen Schneefalls ausgefallen war; der wird nun nachgeholt, oder so! I wenigstens nachgeholt werden, falls nicht eben viel leicht nun doch wieder Schnee liegen sollte; das kann ja über Nacht passieren; auch ein ordentlicher Frost würde die silbernen Sonntags-Planen zunichte machen können. Aber wir wollen annehmen, daß es dieses Mal flappert.

Uebrigens ein weiteres Kapitel über „Dornröschen“ Neuß! Wir reihen uns ja bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mindestens ein Bein aus, wenn unsere unter so großen Schmerzen geliebte Vater- und Mutterstadt irgendwo schlecht behandelt wird; sie wird es wieder einmal, und zwar dieses Mal in bezug auf die Winterrennen; in der vorigen Woche sah ich in einem Speisewagen der „Mitropa“ die „Mitropazeitung“ liegen. Das ist ein Heft, das man sich so mitnehmen kann, wenn man im Speisewagen der Reichsbahn eine Tasse Kaffee oder sonstwas genossen hat; in dieser — nebenbei bemerkt recht gut redigierten — Zeitschrift ist immer so eine Art von „Feldzugsplan“ veröffentlicht, was man in Berlin oder sonstwo, wohin gerade der Zug fährt, unternehmen könnte, falls man Zeit und insofern Längeweile hätte; auch eine Seite illustrierter Monatsvorschau auf Ereignisse des Sports oder des Verkehrs ist darin. Dieses Mal stand u. a. auf dieser Seite „Die einzigen Winterrennen des Jahres am Sonntag, dem 8. Dezember in Mülheim!“ — Neuß war wieder einmal geschlappt worden; dieses Mal von der „Mitropa“, die aber ganz sicher ihrerseits unschuldig an diesem „crimen laesae maiestatis“ ist.

Es scheint notwendig zu sein, daß wir in Neuß den alten Verkehrsverein in irgend einer Form wieder in das Leben zurückrufen, damit die fortwährende Vernachlässigung unserer Stadt auf verschiedenen Gebieten endlich beendet werden können. Neuß hat Verständnis dafür, daß man auf dem Rathaus andere und wichtigere Aufgaben hat; und weil das so ist, sollten sich die an solchen Dingen interessierten Kreise der Bevölkerung zusammenfinden, um sich endlich überall dort durchzusetzen, wo die „splendid isolation“ gegen Neuß schon kein Zufall mehr zu sein scheint. Das gilt für die verschiedensten Gebiete, nicht nur für die Gebiete des Sports.

Die „Damen“ oder „Bailways“

Der ganze Stolz der „Vereinigung der Neuherrn Heimatsfreunde“ ist die Tatsache, daß sie keinerlei Beiträge erheben, und daß sie keine Zahlungen haben; diese Tatsache sieht sich auf den ersten Blick etwas merkwürdig an, aber sie ist geworden, ohne daß man in der Führung der Vereinigung der Heimatsfreunde diesen einseitigen Zustand als eine Besonderheit etwa beabsichtigt hätte. „In einer Familie werden auch keine Beiträge bezahlt und es gibt auch in einer Familie keine Paragraphen“, damit ist oft genug dieser Zustand begründet und gehalten worden, und immer, wenn an den einzelnen aus den Reihen der „Heimatsfreunde“ die oder jene „Anforderungen“ gestellt worden sind, die zu erfüllen ihm kein sonderliches Opfer auferlegte, dann hat jeder gegeben, was die Vereinigung braucht: Bereitwilligkeit, einmal einen Vortrag zu halten, über dieses oder jenes heimatische Thema zu sprechen, dieses oder jenes Stück zu basteln, zu schnitzen oder zu schneiden, zu schreiben, zu musizieren oder zu denken, oder auch gelegentlich einmal mit materiellen Dingen zu „operieren“. In solcher Erkenntnis hat auch das Rathaus immer gerne mitgeholfen, wenn es galt, die Ziele der Vereinigung der Heimatsfreunde zu fördern, so die Anforderungen die Kraft der Vereinigung überstieg.

Daß die „Heimatsfreunde“ tatsächlich eine einzige große Familie sind, das erwies sich auch wieder bei der letzten Nikolausfeier, für die einer der größten Säle der Stadt gerade groß genug war. Man muß wissen, daß natürlich nicht alle Vortragsabende gleich gut besucht sind, wie etwa die großen geselligen Veranstaltungen; nicht jeder interessiert sich eben für jedes Thema, das behandelt oder abgewandelt wird,

und nicht alle könnten überhaupt an diesen kleineren Veranstaltungen, die eben für einen bestimmten Kreis von „Nachbarn“ bestimmt sind, teilnehmen, weil eben dafür garnicht genug Räume vorhanden sind.

Wie unsere Leserinnen und Leser sicher an anderer Stelle in der vorigen Woche gelesen haben, war der Nikolausabend in diesem Jahre besonders glücklich ausgestellt: es gab eine szenische Darstellung eines Nikolausabends in einer kinderreichen Neuherrn Familie, eine Darstellung, die die Autoren, Jean Helten und Jean Dahmen, in den Ausgängen der 90er Jahre verlegt hatten. Diese Szene war so lebendig und so echt, ihr sah man so sehr Brautstum und gute Tradition an, daß man seine helle Freude daran haben mußte. Hier waren tatsächlich Fachleute am Werk gewesen, und die großen und kleinen Darsteller brauchten — das war das am meisten Erfreuliche — nicht einmal „Schauspieler“ zu sein; sie spielten offenbar jenen Zeit aus dem Leben, das auch heute noch in den Neuherrn Familien zu Hause ist: Nikolausabend! Eine solche Darstellung hat natürlich nur dann einen Sinn, wenn sie nicht nur „Theater“ sein will; sie will die vielleicht da und dort doch im Verschimmern befindliche Liebung wieder gegenwärtiger machen, will eine Art von Anweisung sein, doch den alten lieben heimatischen Brauch nicht vollkommen zu lassen; denn vielfach ist der „hl. Mann“ tatsächlich so eine Art von Vereinsrequisit geworden; er ist eine Zeitlang so modern gewesen, daß er in die Vereine und größeren Gruppen ging, wahrscheinlich weil er dort einfachere Arbeit hatte als in der Familie, als er dort gleich eine Menge von „Sündern“ antraf, denen er die Reviden lesen konnte; nun müssen wir dafür sorgen, daß der Brauch wieder in die Familie zurückwandert, so, wie es einst vor Jahren war, wenn man am Nikolausabend auf der Straße oft genug dem einsamen Wanderer auf dem Wege in die Familien begegnete; gewiß, es ist gut möglich, daß der „hl. Mann“ eine erlösende Scheu vor dem Verkehr und vor dem modernen Menschen hat, und daß er sich nur schwer entschließen will, wieder in die niederheintlichen Familien so heimisch zu werden, wie er es einst war. Aber das muß wieder so kommen: Brautstum und gute Liebesleistungen stehen wieder auf dem Kurs; wir wollen sie deswegen nicht auf Wägen stellen, sondern wir wollen sie wieder lebendig machen, trotz der Nikolausabende a la moderne und trotz der so eiligen und modernen Zeit. Auf dem Wege in den niederheintlichen Landen ist er noch zu Hause, und auch in den Schulen soll er auch in diesem Jahre wieder in Tätigkeit getreten sein, wenn auch nicht so oft!

Das ist eine so erfreuliche Feststellung, daß man leicht den Mut bekommen hat, den alten, freundlichen Brauch auch wieder in der Familie selbst heimisch zu machen; denn es ist wahrscheinlich noch garnicht so lange her, daß der Nikolausabend die Rolle des heutigen Weihnachtsabends in Bezug auf das Festhalten der Familie spielte, und daß das Weihnachtsfest anders gefeiert wurde; aber wir plädieren hier nicht für den Nikolausabend als einen sehr bedeutenden Tag im Leben des niederheintlichen Kindes und als einen vom Brautstum reich bedachten frühlichen Tag der Vorweihnachtszeit.

Die Heimatsfreunde würden dann nicht gram sein, wenn in diesem Jahre ihre Nikolausfeier nicht mehr am Vorabend des Tages stattfinden könnte, wie ihre Mitglieder und Freunde wieder in der Familie unaufhörlich sind, wie es einst war. Viele hundert Neuherrn, jung und alt, haben sich in der vorigen Woche zu dem vertrauten heimatischen Brauch bekannt, soviel, daß St. Nikolaus sich sogar verreckt hatte und zu wenig Vose für seine reichhaltige und lustige Verlosung mitgebracht hatte. Nun, im nächsten Jahre wird auch das besser sein, und seiner Brauch dann mehr wegen „Managers an Masse“ nur zum Zufahren verurteilt zu sein. Offenbar war der himmlische Sendbote garnicht darüber im Bilde, wie beliebt er noch bei den Neuherrn ist, die sich an diesem Abend wieder in so großer Zahl zu einem alten, liebenswürdigen Brauch bekannt haben.

Und wo bleiben die Neuherrn Künstler?

In der vorigen Woche ist in Essen eine Gründung von Künstlern angegangen, die die Zusammenfassung der künstlerisch tätigen Menschen im Raum zwischen Köln und Münster zum Ziele hatte; die „Westfront“ ist gegründet worden; ihr gehören Künstlergruppen aus Malerei, Graphik und Bildhauerei an. Genannt wurden Düsseldorf, Köln, Essen, Wesel, das Ravensberger Land, Münster, Rheine, Gladbach, Rheine, Wuppertal usw. usw. In dieser Zusammenfassung vermischen wir die Neuherrn Künstlergruppe, die augenblicklich im Museum am Markt wieder ihre Weihnachtsausstellung aufgebaut hat; ich bin nicht im Bilde darüber, ob die Neuherrn Künstler augenblicklich noch in einer geschlossenen Gruppe vereinigt sind. Früher waren sie es jedenfalls, und es ist anzunehmen, daß etwas derartiges auch heute noch besteht, wenigstens kann man darauf schließen, wenn eben doch eine Gemeinschaftsausstellung veranstaltet wird.

Man muß es für notwendig halten, daß auch die Neuherrn schaffenden Künstler in irgendeiner Form in den westdeutschen Zusammenfassung hineingehen; nicht, weil etwa ein „Geschäft“ zu machen wäre, sondern weil wir die Neuherrn Künstler und ihre Schaffen für bedeutend genug halten, daß sie sich nicht im Vorzimmer oder gar außerhalb solcher Vereinigungen aufhalten brauchen.

Vielleicht genügt diese Anregung, um eine mögliche Vereinfachung der Neuherrn Künstler zu verhindern.

Eine künstlerische Leistung

Ich weiß nicht, ob unsere Leser das schon wissen, daß in Victoria (Britisch Columbia) eine Frau seit acht Tagen an einem Stück gähnt; sie gähnt rund dreißig Mal in der Minute, und sie ist für etwas anderes überhaupt nicht zu haben oder zu brauchen; sie gähnt mit einer festen Ausdauer, wenn wir auch schon allerlei auf diesem Gebiete gewohnt sind. Da mußten natürlich die Ärzte her, und sie haben dann auch allerhand versucht, um die mit so fetter Anbrunst gähnende Frau D. G. Wafelin wieder vom Gähnen herunter zu bekommen. Es ist ihnen bisher nicht gelungen, obwohl sie allerlei versucht haben; sie haben Sauerstoff ihr zugeführt, sie haben sie bestrahlt, geimpft und sonst noch allerlei ärztliche Veruche gemacht; da es darüber noch

keine Literatur gibt, waren die Ärzte ganz auf die eigene Phantasie und Kunst angewiesen; aber während sie sich ver suchten, gähnte Frau Wafelin mit Ausdauer weiter, wobei natürlich auf die Dauer Tränen flossen. Ihr seltsames Schicksal trägt Frau Wafelin mit Grazie, wenigstens bisher, und sie wird wahrscheinlich doch dieser Tage nun endlich aufhören können mit der wahrhaftig auf so lange Dauer nicht angenehmen Tätigkeit, wie sehr man auch ein herzhafes Gähnen, wenn es nicht in so großen Mengen auftritt, als eine sehr angenehme Tätigkeit empfindet.

Das Merkwürdigste an der Sache ist der Grund, weswegen Frau Wafelin so dauerhaft gähnt, daran ist ihr Mann schuld; nicht, als ob dieser ein besonders zur Range weile talentierter Mensch wäre, nicht auch, als ob dieser Ehe mann seine Frau etwa durch besonders „stieliges“ Verhalten dazu gebracht hätte, daß sie nun fortwährend gähnen muß, so — hua — hua — hua — hua!

Ganz im Gegenteil! Der Herr Wafelin kam nach Hause — sagen wir vom Regellub! — und erzählte seiner Frau den neuesten Witz, den er für gut genug hielt, daß er sofort erzählt werden mußte. Frau Wafelin hörte andächtig zu, und sie fand den neuen Witz so gut, daß sie zuerst einmal schrecklich lachen mußte; dann ging dieses Lachen in ein Söhnen über, und dieses Söhnen dauerte dann an: fünf und achtzig Tage vorläufig, so schrieb eine New-Yorker Zeitung; ob es mittlerweile aufgehört hat, weiß ich nicht; hat es nicht aufgehört, so ist die Weltredaktion wieder einmal um eine Höchstleistung reicher. Man sollte auch nicht so gute Witze direkt immer zu Hause erzählen!

In Neuß wird möglichst wenig „Synbuddell“

Bei der letzten großen Veranstaltung der Heimatsfreunde wurde auch „Der Nachfolger von Constantin Coenen“ vorgestellt, wie der hl. Mann das so sagte; es war der nach Neuß verlegte Franz Rauen, seines Zeichens Lehrer, ein Mann, der wahrscheinlich den meisten, die sich schon einmal in einer „Schwachen“ Stunde mit Mensch, Landschaft oder Geschichte unserer Heimat beschäftigt haben, kein Fremdling mehr ist. Für den Fall, daß diese Annahme ein Zeichen übertriebenen Optimismus sein sollte (was sehr wahrscheinlich ist), muß der Chronist dazu noch ein paar Worte sagen.

Die Sache ist so, daß wir in Neuß zwar allerhand Gutes und weniger Gutes von unseren Vorfahren wissen, daß wir aber in den letzten Jahren, seit unser Ehrenbürger Constantin Coenen gestorben ist, auf dem Gebiete der Forschung vollauf kommen brach liegen. Wir schämen uns alljährlich im Besitz eines schönen Buches: „Tücking, Geschichte der Stadt Neuß“, wir haben auch sonst noch einige einschlägige Bücher und Hefte, die wir eifersüchtig bewahren, in unserem Bücher schrank stehen, wir verehren Constantin Coenen als einen tüchtigen und braven Mann, der tüchtig nach „Römen“ gebuddelt hat, aber dabei ist es dann auch geblieben. Wir sind hochzufrieden mit den Ergebnissen und wir haben das Meistentliche und leider auch eine Menge Unwesentlichen in das Museum gestellt, damit nichts dran kommt. (Und das ist vorerst nicht zu befürchten, da die Neuherrn durchweg mit ihrem Museum sehr schonend umgehen und es durch zu reichlichen Besuch nicht abnutzen.) Ueber das vorrömische Neuß wissen wir aber z. B. fast garnichts.

Nun ist mit Franz Rauen ein Mann nach Neuß gekommen, der alles hat, um das lebendige Erbe auf diesem Gebiete anzutreten, beziehungsweise, die stark erkaltete Erbmasse neu zu beleben und vor allen Dingen zu ergänzen und zu vervollständigen. Denn es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß Neuß in bezug auf seine Vorgeschichte schon etwa so erforscht wäre, wie man das eigentlich erwarten könnte; es ist es vielmehr durchaus nicht; so wissen wir — wie gesagt — vom vorrömischen Neuß eigentlich noch garnichts, und es ist sicher, daß außer der Grämlinghauser (römischen) Fundstelle noch eine große Menge anderer solcher Stellen in Neuß und rund um Neuß herum sind, daß man sie in einem Menschenleben überhaupt nicht alle erkunden kann.

Und so ist es denn ein hocherfreuliches Tatsache, daß nun auch in Neuß an die alten Dinge wieder angeknüpft werden soll; dazu gehört Idealismus und ein ganz besonderes Interesse für diese Dinge; es ist merkwürdig, daß auf diesem Gebiete nicht der Nachwuchs in unserer Stadt von selbst herangewachsen, daß eine vollkommene und tiefe Lücke entstand, als Constantin Coenen, Ehrenbürger und „Doctor ehrenhalber“ gar das Zeitliche segnete. Nun, da ein Nachfolger vorhanden ist, öffnen sich für die Stadt allerlei neue und freundliche Perspektiven.

Soffentlich werden wir schon recht bald etwas von dem „neuen Mann“ hören, dem der Ruf vorausgeht, daß er in der Geschichte und in allen damit zusammenhängenden Dingen unserer niederheintlichen Heimat so gut zu Hause ist, wie nur möglich; und da er aus diesem niederheintlichen Lande stammt, so ist es fast schon eine Räuma, wenn wir ihn nun in Neuß wirken haben, ausgerüstet nicht nur mit seinem eigenen besten Willen, sondern auch mit der ganzen Autorität der provinziellen und örtlichen Obrigkeit.

So gesehen, kann man das Strahlen St. Nikolaus bei den Heimatsfreunden schon verstehen, als er den „Nachfolger von Constantin Coenen“ vor seinen hohen Thron zitierte: Rauen will übrigens sicher noch mehr sein, als „nur“ der Nachfolger Coenens, und er wird es sicher bald sein, „Ehrenbürger“ und „Ehrendoktor“ wird er zwar damit nicht werden, wie sein Voraänger, da man seinen „Provenienz“ aus dem Nichts historischer Voraussetzungen so hoch mit Titeln dotierte; als Ausweis dafür wird dann der „Neuß“ nicht so schwer zu kämpfen und zu leiden haben, bis er einst an das Ende seiner Tage gekommen ist.

Die ganze Neuherrn Bärnerschaft will sicher mithelfen, wenn ihre Hilfe einmal verlangt wird!

Diaz

König und Kaufmann

Ein Reisender besuchte auf einer Fahrt durch Spanien auch den Escorial. Hier näherte er sich einem anderen in Nachdenken verunkenen Besucher und bat um die Erklärung eines Gemäldes. Sein Wunsch wurde mit so großer Bewunderung erfüllt, daß er seinem Dank die Worte zufügte: „Ich heiße Moreau, bin Kaufmann und wohne in Bordeaux. Wenn Sie Ihr Weg einmal dorthin führt, würde es mich freuen, Sie mit einem Glas guten Weines bewirten zu dürfen.“ Der andere reichte ihm die Hand: „Sie sind außerordentlich freundlich, es sei mir gestattet, mich Ihnen gleichfalls vorzustellen. Ich heiße Alfons XII., bin König von Spanien und wohne in Madrid. Wenn Sie einmal dorthin kommen sollten, besuchen Sie mich bitte. Mein Wein ist auch nicht schlecht.“

Abessinien - wie es ist

Ein Querschnitt durch Land und Volk
des schwarzen Kaiserreiches
VON KARL FISCHER

(S. Fortsetzung.)

Skavenhandel im Abbau

Einer der größten und ständig wiederkehrenden Vorfälle, die man Abessinien gemacht hat und noch macht, ist der, daß es dort noch Sklaverei gibt. An der Tatsache ist nicht zu rütteln. Aber Abessinien ist ja nicht das einzige Land, in dem Sklaverei üblich ist. Es gibt in der ganzen Welt heute noch weit mehr Sklaven, als Abessinien überhaupt Einwohner zählt. Der jetzige Negus hat seit der Aufnahme Abessiniens in den Völkerbund nicht nur die Abschaffung der Sklaverei versprochen, deren Gegner bereits der große Menelik II. war, sondern auch praktische Versuche gemacht, sie zu bekämpfen. z. B. durch Einsetzung eines Büros in Addis Abeba, durch Druck auf die Ras, die Teilfürsten usw. Abgeschafft wurde die Sklaverei dadurch allerdings nicht, aber das geht von heute auf morgen wahrscheinlich überhaupt nicht, und der Negus ist klug genug, auf die zwangsweise Durchführung des Verbots der Sklaverei zu verzichten, die Entwicklung der Dinge dem Lauf der Zeit zu überlassen und wenn nötig, den Völkerbund darauf aufmerksam zu machen, daß europäische Länder die Sklaverei in ihren Kolonien erst abgeschafft hatten, als sie diese bereits lange belagerten, und daß in Amerika erst vor siebzig Jahren ein Bürgerkrieg nötig war, um die Sklaverei endgültig auszurotten. Es gibt heute in Afrika Leute, die sich an die Zeiten der amerikanischen Sklaverei erinnern können. Natürlich hat es in Abessinien schon lange vor der amerikanischen Sklaverei Sklaven gegeben, aber gerade die Volkstümlichkeit dieser Einrichtung macht eben die Abschaffung einer Einrichtung so schwierig, die vom Volk als so selbstverständlich hingenommen wird wie die Sklaverei von den klassischen Völkern des Altertums.

Das vom Negus eingesezte Büro arbeitet, wie man zu geben muß, schlecht, und seine Bemühungen um die Abschaffung der Sklaverei sind weit weniger energisch als der Wille des Kaisers. Wer sich mit den Beamten des Büros gut stellt, wird in den meisten Fällen die abessinische Beamten-fee erweichen können. Er erhält dann ein Zertifikat zur Mietung eines Begleiters auf Reisen, oder wie die Formel sonst lautet mag. Dieses Zertifikat ist gleichsam ein Freibrief für den Kauf eines Sklaven, und sein Besitzer hat es nicht nötig, in den Kellern der Sklavenmärkte herumzutreiben und sich einen Sklaven auszusuchen.

Bis 1924 wurden Sklaven öffentlich gehandelt. Die Sklaven wurden mitten auf dem Marktplatz angeteilt und gehandelt wie eine Ware, wobei die Preise je nach Angebot und Nachfrage schwankten. Der Sklavenhandel lag bis damals nahezu ausschließlich in den Händen von Mohammedanern. Das tut er heute auch noch, und darum gibt es die meisten geheimen Sklavenmärkte nördlich vom Tanalee, wo die meisten Mohammedaner wohnen. Nebenbei sei bemerkt, daß für die Sklavenhändler die Grenze zwischen Abessinien und dem italienischen Eritrea nicht existiert (die Sklavenpreise werden z. B. regelmäßig nach Eritrea weitergegeben) und daß man überhaupt in den angrenzenden Kolonien noch Sklaverei findet, wenn auch in weit geringerem Maße als in Abessinien.

Die erste wirklich greifbare Folge des Verbots der Sklaverei war, daß die Preise für Sklaven ungeheuer gestiegen sind und heute das Zehn- und noch Mehrfache von den Preisen der „alten Zeit“ betragen. Norden, den wir schon mehrfach zitierten, berichtet, daß zeitweise ein paar Patronen genügen, um einen Mann oder ein Mädchen zu kaufen.

Heute kosten Sklaven ein kleines Vermögen, und der hohe Preis ist vielleicht besser als alles andere geeignet, die Sklaverei allmählich zum Abklingen zu bringen, denn der Durchschnittsabessinier besitzt meistens nicht genug Geld, um hundert bis fünfhundert oder mehr Taler für einen Sklaven anzulegen.

Auf den Sklavenmärkten, von denen Gondar einer der wichtigsten ist, werden die Sklaven in Kellern versteckt. Aber jeder Sklaventräger weiß natürlich, an wen er sich zu wenden hat. Im Keller findet auch die sehr genaue Besichtigung der Sklaven statt. Der Käufer hat meist die Kleidung für den Sklaven bereits mitgebracht, und nach Kaufabschluss ziehen beide davon, als ob nicht das Geringste geschehen sei. Der Sklave kennt sein Schicksal und weiß, daß es nur einen theoretischen Zweck hat, sich zu beschweren. Meist ist er auch der Landessprache nicht mächtig — jedenfalls ist bisher kein Fall bekanntgeworden, in dem ein Sklave Krach geschlagen hätte.

Weibliche Sklaven sind übrigens, obwohl die Frauen in Abessinien nicht die schwere Feldarbeit zu verrichten haben, weit geschätzter und daher auch weit teurer als männliche.

Ein Sklaventräger könnte nach dem Kauf eines Sklaven natürlich immer noch als Geheimesüberreiter ermittelt und entsprechend bestraft werden. Aber das Risiko, das ein Sklaventräger eingeht, ist gleich Null. Strafbestimmungen gibt es nämlich nicht, und das Schlimmste, was dem Besitzer zustoßen könnte, wäre die Freilassung des Sklaven.

Die Sklaven in Abessinien sind häufig Neger, die von weit hergebracht sind, nicht selten aber auch Abessinier selbst. Mitten im Land lassen sich natürlich keine Sklaven kaufen, aber in den weit entfernten Grenzprovinzen, in denen die Souveränität des Negus kaum noch zu spüren ist und der baroniale Feudalismus noch in Blüte steht, bleiben die Sklavenjäger ungestört, und so kommt es, daß Abessinier in ihrem eigenen Vaterland plötzlich die Freiheit verlieren.

Von den Gurage, einem ausgesprochenen Sklavenstamm, haben wir bereits berichtet. Das Sklaventum der Gurage ist so traditionell geworden, daß die Unglücklichen fast unter den Augen der Großstadt zu Sklaven gepreßt werden können.

Den Gurage wird, wie gesagt, alle schwere und widerwärtige Arbeit in Abessinien aufgezwingen. Von den übrigen Sklaven braucht man aber nicht ohne weiteres anzunehmen, daß sie ein besonders schweres Leben hätten. Es geht ihnen im allgemeinen besser als den amerikanischen Sklaven des vorigen Jahrhunderts, denn erstens wird niemals die Frau oder werden die Kinder eines Sklaven wie der Leibeigene des Sklaveneigners, während in den Vereinigten Staaten der ganze Nachwuchs eines Sklaven in den Besitz seines Herrn überging. Zweitens werden die Sklaven so behandelt, wie es ihrem hohen Preis zukommt, also im allgemeinen gut, so daß es erklärlich ist, wenn die bei weitem meisten Sklaven von der offiziellen Erlaubnis, ihren Herrn zu verlassen, keinen Gebrauch machen.

Das Baronatssystem die Grundlage des abessinischen Verteidigungswesens

Wir sprachen vorhin von dem baronialen Feudalsystem in den Grenzgebieten. Dieses System ist vom Negus anerkannt, es handelt sich bei den „Baronen“ also keineswegs um oppositionelle Teilfürsten, sondern um eine Art von Gouverneuren mit sehr weitgehenden Vollmachten. Die weite Entfernung der Hauptstadt und des Kaisers macht diese Vollmachten meist noch wertvoller, als sie es so schon sind, und dadurch wird das ganze System zuweilen zu einer recht bedenklichen Angelegenheit. Zahlreiche dynastische Streitigkeiten, von Stammeskämpfen ganz zu schweigen, sind ausschließlich auf den abessinischen Feudalismus zurückzuführen, der den teilweise mit dem Kaiser verwandten Teilfürsten oder „Ras“ im Lauf der Zeit Macht genug in die Hand gegeben hat, um nach dem höchsten Titel des Reiches, dem des Negus, zu streben. Diese Reizen scheinen vorbei zu sein, abgesehen von den kleinen Fürsten an der Grenze, die alle Augenblicke private Streitigkeiten auszufechten haben und in hohem Grade unzuverlässig sind.

Die Religionsgegnerschaft verschärft noch die gegenseitige Rivalität. Es wäre sehr verfehlt, Abessinien als christliches Land schlechthin bezeichnen zu wollen. Es ist in



Abessinisches Städtebild: Typische Rundbauten Afrikas

Wahrheit nur zu einem geringen Teil christlich, so alt das Christentum in Abessinien auch sein mag. Wenn es hoch kommt, sind dreißig Prozent aller Abessinier Christen. Mohammedaner und Heiden machen bei weitem den größten Teil der Bevölkerung aus. Nur weil das Christentum die Staatsreligion in Abessinien und das Land eines der ältesten christlich regierten Reiche der Welt ist, spricht man von dem „christlichen Abessinien“. Andere Religionen, vor allem der Islam, wurden zeitweise sehr spürbare Gefahren für das Land, und wahrscheinlich ist es nur dem Alter der Dynastie zu verdanken, daß das Reich heute noch zu einem Drittel christlich ist.

Die Mohammedaner wohnen hauptsächlich, obwohl man sie auch sonst überall in Abessinien trifft, in den wüstenähnlichen Grenzgebieten, und manche der „Barone“ sind entweder selbst Mohammedaner oder regieren fast nur über Anhänger Mohammeds.

Die „Barone“ sind für das abessinische Militärwesen von äußerster Bedeutung. Sie stellen nämlich das eigentliche Heer, da der Negus in friedlichen Zeiten nur über eine Leibgarde von etwa 3000 Mann verfügt, die nach europäischem Vorbild und von europäischen Instruktoren ausgebildet sind. Jeder Baron hat jedoch eine bestimmte Quote von Soldaten zu stellen, sobald die Zeiten unruhiger werden, der eine mehr, der andere weniger. Alle Quoten zusammen mögen 200 000 bis 300 000 Köpfe betragen, also etwa ein Drittel aller in Abessinien überhaupt zu mobilisierenden Kräfte.

Als militärische Berater stehen den Grenzfürsten meist Araber zur Seite, bewährte Kleinkriegsführer, die nur den Nachteil aller Araber haben, daß sie sich schwer von ihrem

privaten militärischen Ehrgeiz trennen können, was nicht immer von Vorteil ist.

Wie weit der Einfluß und die Macht der Teilfürsten im übrigen geht, merkt man sehr bald, wenn man eine Reise durch Abessinien macht. In der Hauptstadt Addis Abeba ausgestellte Pässe nützen einem nicht viel, wenn man durch das Gebiet eines Fürsten kommt, der aus irgendeinem Grunde europäische Reisende nicht liebt. Nicht selten wird man ohne den geringsten Grund in irgendeiner Provinzstadt festgehalten oder nicht durchgelassen, oder man erhält zwangsweise einen Reiseführer, der einem keineswegs erwünscht und niemals von Nutzen ist. Beschwerden in Addis Abeba haben selten Zweck, zumal die Hin- und Rückreise des Boten einem unverhältnismäßig viel Zeit rauben würde. Auch wäre ihr Erfolg reichlich zweifelhaft. Von einem Provinzfürsten gegen Räuber Schutz zu erhalten, wie sie an den Grenzen durchaus nicht selten sind, wäre mehr, als man erwarten darf. Mitten im Land liegen die Dinge natürlich anders, und es gibt eine Reihe von Europäern, nicht viele allerdings, die sich außerhalb von Addis Abeba im Lande angesiedelt haben. Die wenigen großen Städte haben außerdem konsularische Vertretungen der fremden Mächte, die an dem Handel mit Abessinien besonders interessiert sind und die sich mit dem Provinzialfürsten meist gut verstehen.

Von Galla, Karagu und Arussi und anderen Stämmen

Von den äthiopischen Stämmen haben wir schon einige genannt, so die eigentlichen Abessinier, Afrikaner mit semitischem Einschlag, die die nachweisbar ältesten Bewohner des Landes sind und die nicht viel mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen, die merkwürdigen Galla, das jüdische Glaubens und ungeklärter Herkunft und die Gurage, die Baria Abessinier. Damit ist die Zahl der äthiopischen Stämme jedoch nicht erschöpft.

Ueber die Hälfte der Bevölkerung (fünf Millionen) besteht aus den Galla, dem vermutlich jüngsten äthiopischen Stamm, der erst seit dem sechzehnten Jahrhundert nachweisbar ist und wohl aus dem südlichen Afrika stammt, aber anscheinend mit den Arabern verwandt ist.

Der Einbruch der Galla in Abessinien ist eine der merkwürdigsten Episoden in der Geschichte des Landes. Es ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß die Galla in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Abessinien im Sturm eroberten, das ihnen nicht nur an Volkszahl, sondern auch an Kampfkraft weit unterlegen war. In Abessinien machten die Galla aber nicht die geringsten Anstrengungen, die Macht an sich zu reißen und sich das Land zu unterwerfen. Sie blieben vielmehr ruhig im Süden der damaligen Residenz Gondar sitzen und betätigten sich als Viehzüchter, wie sie es vermutlich schon seit Jahrhunderten getan hatten. Zwischen ihnen und den umliegenden Stämmen kam es zwar immer wieder zu Kämpfen, sogar noch im vorigen Jahrhundert, aber die Galla unterwarfen sich vollständig, als Menelik II. ihnen einmal eine schwere Niederlage zufügte. Heute sind sie zum Teil Heiden und zum weit geringeren Teil christianisiert. Ihre Nachbarn sind im Nordosten die Danakil und im Süden ihre Verwandten, die Karagu und die Arussi.

Alle diese Stämme leben in wütender Feindschaft miteinander, aber glücklicherweise äußert sich diese Feindschaft nur in gelegentlichen lokalen Schlägereien, ohne den Umfang ganzer Stammeskämpfe anzunehmen. Noch verachteter und verhasster ist bei den Galla vielleicht der Abessinier, den die Galla heute wohl oder übel als Herrn des Landes hinnehmen müssen, nachdem sie vor vierhundert Jahren die Gelegenheit verpasst haben, den entgegengesetzten Zustand zu schaffen. Von einer homogenen, patriotischen Bevölkerung kann man eigentlich nur in Abessinien selbst, dem Kernland des Reiches, sprechen. Die überlegene Geisteskraft der Abessinier macht sie aber zu kouragierten Herren über die Galla. Auffallend ist geradezu die wütende Grausamkeit der Galla, die Abessinien seit den Kriegen mit den Engländern und Italienern in keinen guten Ruf gebracht hat, obwohl den eigentlichen Abessiniern jede Grausamkeit gegen den besiegten und gefangenen Feind fern liegt. Bei den Galla gehört die Grausamkeit vermutlich zu irgendeinem vererbten Kult; jedenfalls deutet darauf die Art der Vertilgung, die sie bei Gefangenen und getöteten wilden Tieren vornehmen. Leider haben auch manche Nachbarn der Galla deren Grausamkeit übernommen, vor allem die weniger zahlreichen Danakil, die stark unter arabisch-mohammedanischem Einfluß stehen. Wertwürdigerweise bleiben die Galla von ihnen im allgemeinen verschont, und manche Europäer haben sich mitten unter den einander stets bekämpfenden Stämmen niedergelassen, ohne je von den Galla, Karagu oder Arussi belästigt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

MODE UND HEIM

Das lang fließende, ärmellose Abendkleid bedarf einer leichten, eleganten Hülle. Der lange Mantel, der den Abendpelz ersetzt, ist aus schwarzem, nachblauen oder grünem Samt. Sehr apart wirkt der Samtmantel im warmen Bronzeton, wenn er zu einem hellgelben Abendkleid getragen wird. Er ist mit weiten Raglanärmeln gearbeitet und auf drei Strickknöpfen geschlossen. — Mehr Liegt als wärmende Hülle ist das kleine dreistufige Tüllcape, das, in zarten Pastellönen gehalten, zum schwarzen Seiden- oder Taftkleid ganz reizend aussieht. Ein Samtcape mit großer Raffung und einem weichen Blütentuff wirkt besonders hübsch zum hellen Abendkleid. Man wählt die Farbe dann möglichst kontrastierend zu der des Kleides. — Letzter Wink der Mode aber ist die auf Taille gearbeitete Brokatjacke mit reicher Verzierungen und sehr weiten, bis zum Ellbogen geschlitzten Ärmeln. Man trägt sie — nur schlankere Frauen sollten diese Mode übrigens mitmachen! — ausschließlich zum schwarzen Kleid, wenn man Silberton, zum braunen oder goldfarbenen Kleid, wenn man Goldton des Brokats gewählt hat. Immerhin läßt sich auch das weniger modische Kleid durch eine dieser leichten Abendhüllen vorzüglich modernisieren.

Launen der Mode

Abendliche leichte Hüllen



Erprobte Rezepte.

Köstliches für den bunten Teller

Der bunte Teller, das unentbehrliche Attribut jedes weihnachtlichen Geschenktisches, soll in diesem Jahre seinem Namen besondere Ehre machen. Außer den üblichen Äpfeln, rotwangig und blank poliert, außer Nüssen und Pfefferkuchen wollen wir einige Kleinigkeiten selbst bereiten, die besonders lecker und köstlich sind.

Beispielsweise die Quitten schäumen. Wir kochen Quitten in Wasser, bis sich die Haut ablösen läßt, und reiben sie dann auf dem Reibeisen. Auf 150 Gramm Quittenmark rechnen wir zwei zu steifem Schnee geschlagene Eiweiß und rühren sie mit einem halben Pfund Zucker eine halbe Stunde. Dann wird das Quittenmark noch eine Viertelstunde mitgerührt. Saft und Schale einer halben Zitrone werden dazu gegeben und die feuchten Schäumchen als kleine Häufchen und Ringe auf mit Zucker bestreutes Papier gespritzt, mit rotem Streuzucker überstreut und zum Trocknen aufgestellt.

Schokoladenbissen. Wir reiben ein Viertelpfund Blockschokolade und ebensoviel ungegähnte süße Mandeln (darunter zehn bittere) und fünfzig Gramm feingehackten Zitronat. Man kocht ein Viertelpfund Zucker mit drei Eßlöffel Wasser zum Kochen und gibt ihn rasch zu der anderen Masse. Man drückt sie heiß in mit Öl ausgepolte Formen, drückt sie fest und stürzt sie nach einigen Stunden auf eine Platte.

Rußbonbons. Ein Eiweiß wird mit ebensoviel Wasser schaumig geschlagen und lösseltweise so viel Staubzucker dazugegeben, bis man kleine Kugeln daraus formen kann. Man würzt die Masse mit zwanzig Tropfen Vanilleessenz und färbt die Hälfte des Anteils mit Roschenille. Man formt man kleine Kugeln und drückt eine halbe Ruß darauf oder man setzt links und rechts eine halbe Ruß dazwischen.

Marzipan, selbst bereitet. Man braucht ein halbes Pfund abgezogene, feingeriebene Mandeln, ein halbes Pfund gesiebten Staubzucker, ein bis zwei Eßlöffel Rosenwasser, etwas Hagelmar. Zwei- oder dreimal treibt man die abgezogenen Mandeln durch die Mandelmühle, erwärmt sie mit dem Zucker und Rosenwasser in einer Pfanne unter ständigem Rühren und knetet die Masse nach dem Erkalten unter Zugabe von Staubzucker noch tüchtig durch. Man läßt die Masse über Nacht stehen und weilt sie dann halbzentimeterdick aus. Nun schneidet man kleine Vierecke, Herzen oder andere Formen aus, dreht Brezeln und Brote, glasiert sie und belegt sie mit Mandeln oder landierten Früchten und läßt sie im Ofen trocknen oder, nach Geschmack, leicht goldgelb werden.

Krautkonfekt. Auf ein halbes Pfund Zucker rechnet man 150 bis 200 Gramm Mandeln. Die geschälten Mandeln werden fein in Scheiben geschnitten und getrocknet. Der getrocknete Zucker wird ohne Wasser auf Feuer gesetzt und bis zu hellgelber Farbe erwärmt. Dann gibt man die Mandeln dazu, rührt alles gut zusammen und schüttet die Masse auf ein warmes, geöltes Blech, weilt sie mit einem Holz gleichmäßig aus und schneidet schmale Streifen, die man über ein Holz biegt oder kleine Würfel und andere Formen. Sobald die Masse zu erstarren beginnt und sich nicht mehr gut formen läßt, stellt man das Blech einen Augenblick in den Ofen. Sehr hübsch ist dieses Konfekt mit einer guten Schokoladenglasur.

Schokoladenherzen. Auf zwei Eiweiß rechnet man ein halbes Pfund Zucker, ein halbes Pfund Mandeln, siebenzig Gramm geriebene Schokolade, etwas Zimt oder Zitronat. Der feine Eier Schnee wird mit dem Zucker gut verrührt, die geriebenen Mandeln, Schokolade und Zimt dazugegeben. Der Teig wird auf Weib ausgewalzt, Herzen ausgeformt, mit Guß glasiert oder mit Zitronat und Mandelhäuten verziert.

Saferflockenmatriken. Auf ein Viertelpfund Butter nehmen wir ein Pfund feingewiegte, gesiebte Saferflocken und rühren die Butter mit zwei Eigelb und zweihundert Gramm Zucker schaumig. Man fügt außerdem ein Viertelpfund Milch, die abgeriebene Schale einer Zitrone, etwas Vanillezucker und ein Backpulver hinzu. Mit dem Kaffeelöffel ausgeformte Häufchen auf das Backblech setzen und nach Belieben in die Mitte ein wenig Gelee oder Marmelade, eine halbe Haselnuß oder ein Würfelchen Zitronat setzen und backen.

Macht „ihm“ das Leben leichter!

Entscheidend für „seine“ Stimmung während des ganzen Tages ist häufig — die morgendliche Natur! Sie stellt für viele Männer eine regelrechte Plage und Qual dar. Können wir sie ihm nicht ein wenig erleichtern?

Neben dem Rasierzeug liegt eine Tube Fettcreme. Fünf Minuten vor dem Rasieren soll er sich damit einreiben, damit die Haut geschmeidiger wird. Ein erwärmtes Handtuch bereitet — im Winter einfach über den Ofen oder Heizkörper gebreitet — und auf das Gesicht gedrückt, dient dem gleichen Zweck. Rasiercreme greift die Haut weniger an als Seife. Ein wenig Toilettenessig sollte auch bereitstehen, um lindernd die Haut zu fühlen, wenn der Stein nach der vollendeten Natur darübergelassen. Das Töpfchen Seifwasser sei nicht zu klein. Der Rasierapparat oder das Messer muß während des Rasierens wiederholt darin eingetaucht werden können. Außerdem soll neben dem Rasierpiegel stets ein Bündel zurechtgeschnittener, saugfähigen Papiers hängen, damit der Apparat, vor allem die Klinge, sofort gereinigt werden können und dadurch länger gebrauchsfähig zu bleiben.

Ein wenig Schönheitspflege:

Bekämpfung unreiner Haut

Wie beseitigt man Mitesser unter den Augen und auf der Nase?

Wie verbietet man das Großporigkeit der Haut? Das sind Fragen, die viele Frauen bewegen und nicht selten quälen.

Mitesser entstehen durch eine Verstopfung der Hautglandulen, vermutlich, weil das Gesicht nicht richtig gereinigt wird und die Haut nicht gesund und normal arbeitet. Nachdem man das Gesicht mit Fettcreme behandelt hat, muß es mit einem guten, nicht zu scharfen Gesichtswasser nachgewaschen werden, damit die Staubteilchen, die in die Haut eingebracht sind, aufgelöst werden. Wenn das Gesicht nicht zu Trockenheit neigt — was bei Neigung zu Mitessern meist nicht der Fall ist —, so kann man mit lauwarmem Wasser nachwaschen und es zum Schluß sehr leicht mit einer Tagescreme einreiben. Gut ist es natürlich, eine Zeitlang, solange man die unreine Haut in Form einer Kur behandelt, möglichst wenig Creme und Puder aufzutragen und die natürliche Atmung der Haut anzuregen.

Niemals soll man die Mitesser selbst ausdrücken, sondern diese Behandlung etwa zweimal im Jahr — das genügt — in sachgemäßer Form in einem Schönheitssalon vornehmen lassen. Mit dem Ausdrücken selbst ist nichts getan. Man erweitert nur die Poren und macht sie empfindlich für neue Mitesser. Großporige Haut kann man täglich mit Zitronensaft betupfen, und wir werden schon nach einer Weile den Erfolg bemerken. Wichtiger aber als alle äußere Behandlung ist eine Umstellung der Ernährung, eine Ausschaltung von allzuviel Fleisch und schweren Speisen, eine Bevorzugung von Rohkost und vegetarischen Speisen sowie viel Bewegung des Körpers in frischer Luft. Damit wird der Stoffwechsel angeregt, und auch die Haut lernt wieder, normal zu arbeiten. Die Neigung zur Bildung von Mitessern ist damit ausgeschaltet.

Erweiterte Poren der Gesichtshaut gelten als schwerer Schönheitsfehler und wirken sehr furchend. Man beseitigt sie, indem man geduldig jeden Abend vor dem Einschlafen der Haut eine gründliche Waschung mit fünfprozentiger alkoholischer Alaunlösung vornimmt.

Essen - ein Fest für das Kind!

Disziplin bei den Mahlzeiten

Sehr viele junge Mütter klagen, daß die Kleinen nicht recht essen wollen. Häufig sind umständliche Zeremonien erforderlich, um die Kinder überhaupt zum Essen zu bewegen. Und auch dann wird dabei gespielt, gesungen, wird „ein Bissen für die Mama, ein Bissen für den Papa“ gesagt,

damit nur überhaupt der Schnabel aufgesperrt wird. Das alles ist aber ein grober Erziehungsfehler. Das Kind muß ganz konzentriert beim Essen sein. Sonst haben die Mahlzeiten keinen Wert, der kleine Organismus gewöhnt sich nicht an Regelmäßigkeit und wird auch nicht regelmäßig arbeiten.

Was tun Sie...

wenn Salat sehr schmutzig und mit viel Sandkörnern behaftet ist? Man spült ihn in einem möglichst hohen Gefäß — einem Eimer beispielsweise — unter gründlichem Schwenken. Dann sinken die Schmutzteile zu Boden, und der Salat läßt sich vorzüglich reinigen.

wenn man Suppen und Tunken bräunen will? Man röstet eine Zwiebel und eine Möhre, feingeschnitten, ganz dunkelbraun und schwenkt sie dann in einem heißen Sieb über der kochenden Brühe, die dadurch gute Farbe und Würze bekommt.

wenn man zum Binden von Gemüsen und Tunken kein Mehl verwenden will? Man reibt einige rohe Kartoffeln daran und erreicht damit seinen Zweck.

wenn Aluminiumgeschirr beim Kochen so heiß wird, daß wir den Deckel nicht mehr anheben können? Wir schieben einen Kork unter den Deckelgriff und haben dann einen isolierten Deckel.

wenn Fett auf die heiße Herdplatte spritzt und einen unangenehmen Geruch zu verbreiten beginnt? Wir nehmen Zeitungspapier zum Abreiben und bestreuen die Platte mit etwas Salz.

Lieber wird einmal eine Mahlzeit überfallen, wenn das Kind sich hartnäckig weigert, zu essen. Dann wird der Appetit schon kommen. Etwa wird das Kind am gleichen Platz und unter den gleichen Vorbedingungen, Lätzchenbinden, Weiten und Händchenwaschen, gefüttert. Das Kind ist natürlich alles, was ihm zuträglich ist. Es darf keine Lieblings Speisen geben und vor allem keine, die es nicht isst! Ein Kind, das durch Spiel und Unterhaltung abgelenkt wird, verdaut und verwertet die Speisen schlecht. Auf die Dauer wird durch diese Art von Essen ein kleiner Viesfraß herangezogen.

Jede Mahlzeit soll etwas Ausschleiden des enthaltenen — rohes Obst oder rohes Gemüse. Am besten wird diese Rohkost zu Anfang der Mahlzeit genossen, nicht am Ende! Wenn Gemüse gereicht wird, so kann man nach der Zubereitung dem fertigen Gericht rasch noch ein wenig der gleichen Art, nur roh gerieben oder geschnitten, hinzufügen, so bei Spinat, Karotten, Schwarzwurzeln und ähnlichem. An Kartoffelbrei oder Nudelnreiß reibt man rasch noch eine rohe Möhrwürbe oder schnippelt ein wenig Blattsalat hinein. Solche Mahlzeiten sind gesund für unsere Kinder.

Das praktische Heim

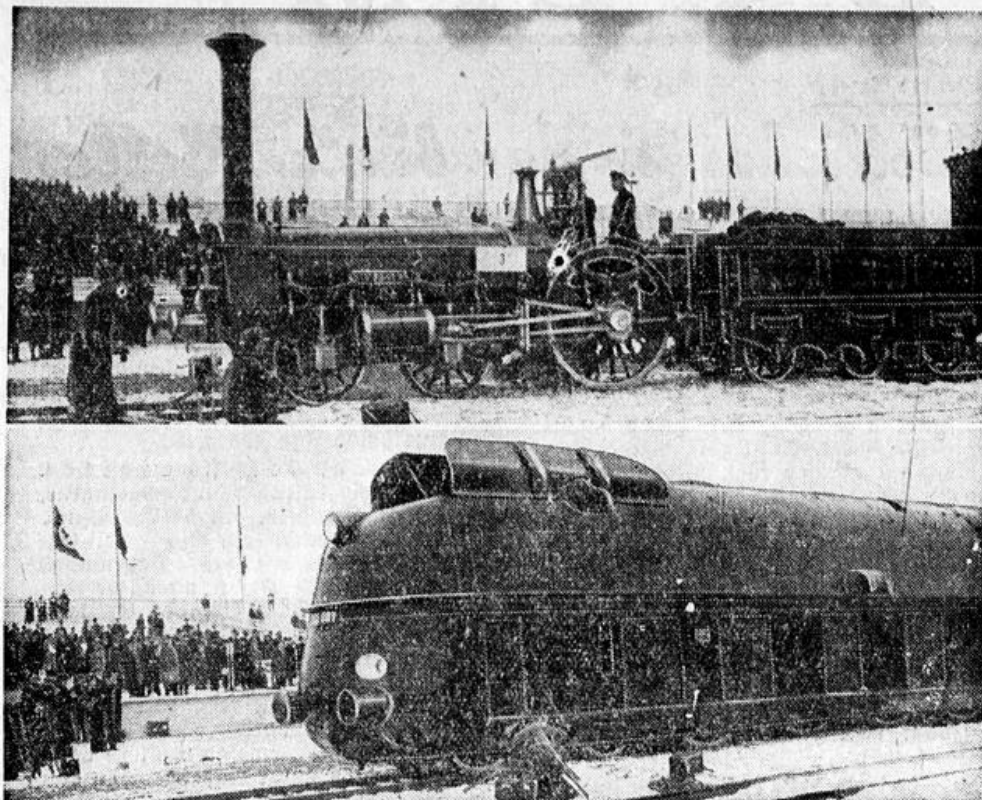


Leuchter für den Adventstisch

Voraussehend strahlen die Lichter in der Adventszeit in tausend junge und alte Herzen und wecken die Freude auf das große, beseligende Leuchten, das von der Weihnachtskrippe ausgeht, wie einst von dem Stern zu Bethlehem. Wir brauchen Leuchter, viele, viele Leuchter für den Adventstisch und für die Tafel beim Weihnachtsfest. Geschickte Knaben und Männerhände können aus dem weichen Zigarrenkistenholz oder Sperrholz in einfachen Linien reizende Figuren aussägen, die bunt bemalt werden und zwischen den Lichtern auf dem runden Holzkranz auf Nägeln aufgesteckt werden. Märchenfiguren, Kindergestalten, Tiere, Weihnachtsbäume — alles, was das Kinderherz erfreut! Solche Adventskronen, die praktische und weniger feuergefährlich sind als die aus Tannengrün gewundenen, kann man zum Aufhängen im Kinderzimmer einrichten oder auch flach auf den Tisch legen. Kleine Engel halten Kerzen, Holzsterne, und flache, grüne Tannenbäume aus Laubsägearbeit tragen Lichter. Kleine Engelchen sowie Weihnachtsmänner aus Papier gefaltet in einfacher Arbeit sind reizende Tischkarten.

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro.)

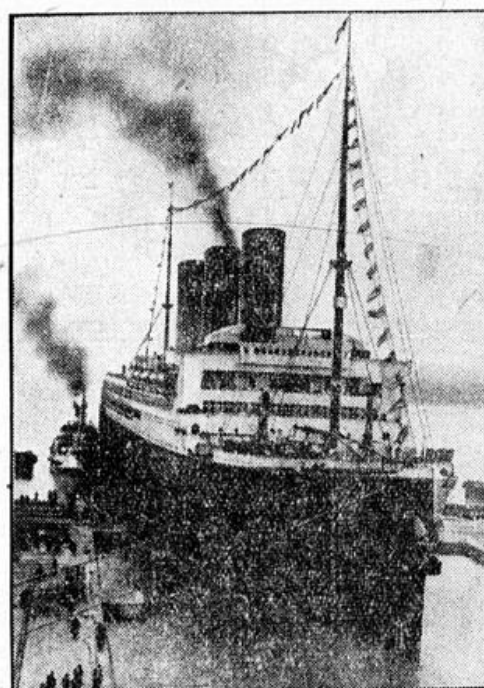


Die Jahrhundertfeier der deutschen Eisenbahn in Nürnberg
Unsere Bilder von einst und heute zeigen die historische Nachbildung der Ludwigsbahn und eine moderne D-Zug-Lokomotive in Stromlinienform.



Die 100-Jahrfeier der Eisenbahn im Spiegel der Uniformen.

Nach der Festigung im Nürnberger Kulturvereinshaus erfolgte auf dem Rangierbahnhof eine Parade der Reichsbahnfahrzeuge, bei der Beamte in historischer Kleidung die Entwicklung der Eisenbahner-Uniformen zeigten.



Ein Ozeandampfer zu verkaufen.
Der zur Zeit größte englische Ozeandampfer „Majestic“, das frühere deutsche Schiff „Bismarck“, soll nach Londoner Meldungen im Februar verkauft werden.



Laubkolonie im See.
Ein Wasserleitungsbruch war die Ursache einer Ueberschwemmung, die in weitem Umkreis die Gärten an der Späthstraße in Berlin-Weiß heimlich.



Die Tour de France macht Schule.
An der Nähe von Paris erreichte ein Fahrradwettbewerb der Jüngsten bei dem die Schwierigkeit der Strecke zuweilen ein Querfeldeinlaufen mit dem Radeverlangte, viel Heiterkeit.

Leni Riefenstahl
in dem Film „Die weiße Hölle von Piz Palù“, der demnächst in tönender Fassung erscheint. Leni Riefenstahl erhielt jetzt den Auftrag, ein deutsches Filmwerk zu gestalten, in dessen Mittelpunkt die Olympischen Spiele 1936 in Deutschland stehen.

Bild unten:
Der Urlaubswunsch des Winterportlers. Eine Aufnahme vom Zugspitzplatt.

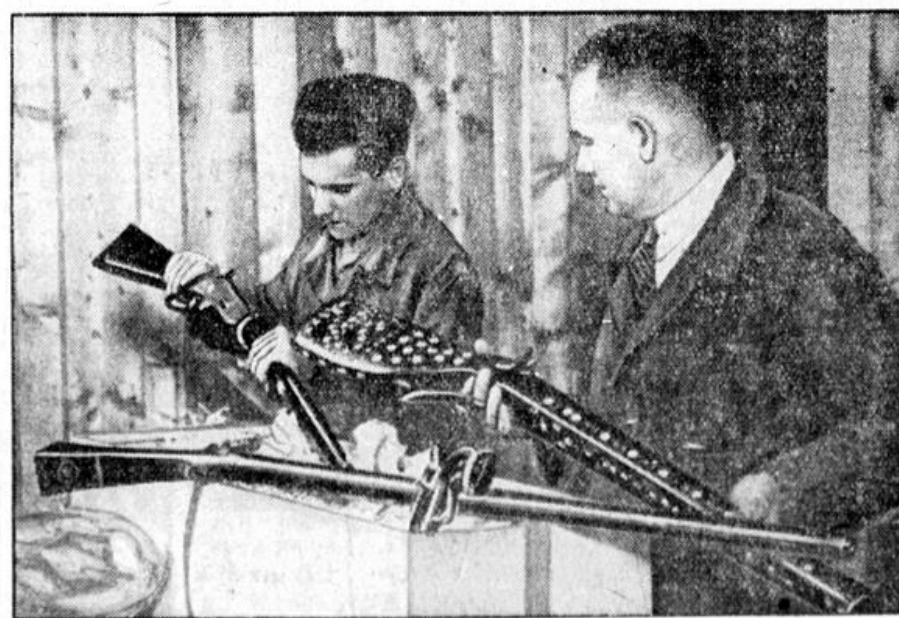


Bild links:
Winnetous Silberbüchse
Die berühmte Silberbüchse und der vielgeschüssige Henry-Stutzen werden für eine Karl-May-Schau in Wien ausgepackt. Das Karl-May-Museum in Dresden-Madebeul stellt eine Reihe von Andenken leihweise zur Verfügung.

Am 6. Februar beginnen die Olympischen Winterspiele.

Der Schauplatz der IV. Olympischen Winterspiele 1936, Garmisch-Partenkirchen.



Vor
richt, daß
solle. Da
hört, sch
unterblei
nannt, w
stammt a
von dem

Seit der
schaf. G
Schmuck
diesen T
Es ist f
Gefest
Kunstwe
ten Gold
Künstler
man sag
Kaiser d
macht. V
der Zeit
wood er
Die
übertrif
geraume
galt. G
Standbil

8
7
6
5
4
3
2
1
W

Weiß
Schwarz

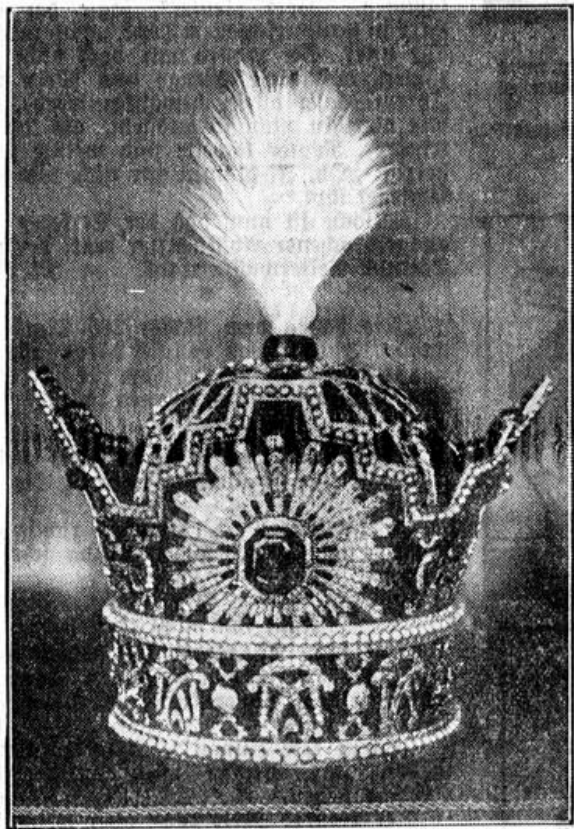
ab - b
- no -
Aus
falsche
Endbuch
lesen, e
Die r
folgende
1. biblisc
2. Musi
3. Trinf
4. Boll
5. Mätf
6. Zinf
7. Seim

Spielplatz der Jugend

Juwelen und ihre Schicksale

Die Abenteuer des Orlov — Roman des Sanch

Vor wenigen Wochen kam aus England die Nachricht, daß der „Großmogul“ zur Versteigerung kommen sollte. Da man nichts weiter von dieser Angelegenheit hört, scheint der Verkauf dieses kostbaren Edelsteins unterblieben zu sein. Der Großmogul, auch Kohinur genannt, was soviel heißen will wie „Berg des Lichts“, stammt aus den Diamantbergwerken Indiens und wurde von dem Rajah von Lahore der Queen Victoria geschenkt.



Die neue persische Krone.

Scherl-Bilderdienst — M.

Seit der Zeit ruht er wohlbehütet im englischen Kronschatz. Ein bewegtes Schicksal führte ein anderes Schmuckstück, das dem Earl of Harewood gehört und in diesen Tagen in London zum Verkauf gelangen wird. Es ist kein einzelner Stein, sondern ein aus Gold, Edelsteinen und Email hergestellter Anhänger, ein Kunstwerk der Goldschmiedekunst, das man dem berühmten Goldschmied und Bildhauer, Abenteuer und Lebenskünstler Benvenuto Cellini zuschreibt. Es wurde, wie man sagt, von einem Fürsten Medici bestellt und einem Kaiser der Mogul-Dynastie in China zum Geschenk gemacht. Von dort gelangte es nach Indien und wurde in der Zeit der großen Kämpfe von einem Earl of Harewood erworben.

Die Ergebnisse dieser Schmuckstücke aber werden übertrifft von den Abenteuern des Orlov, der eine geraume Zeit als der größte Diamant des Kontinents galt. Er war vor hundert Jahren aus dem Standbild eines indischen Gottes entfernt worden und

geriet in die Schatzkammer des Schahs von Persien. Nach dessen Ermordung ging er eine Weile unbekannte Wege und wurde dann bei einem Brande in den Trümmern gefunden. Für wertlos gehalten, wurde er von einem französischen Grenadier erworben, bei dem ihn der russische Graf Orlov bemerkte. Der Graf handelte den Stein für eine Kleinigkeit ein und machte ihn der Katharina II. zum Geschenk. Seit der Zeit ziert er die Spitze des russischen Zepiers. Ebenfalls als Haupt schmuck eines Kaiserzepters dient der schwere und vollkommene reine „Regent“, der im Besitz Napoleons war. Beide Steine haben kein Glück gebracht. Als besonderer Unglücksbringer aber galt der blaue Hope-Diamant. Alle seine Besitzer starben eines gewaltigen Todes. Der letzte, der ihn erwarb, ein Angehöriger des Hauses Mort,

ging mit dem Stein zugrunde, als die „Titanic“ im Atlantischen Ozean versank. Ebenfalls ein wahrer Abenteuerer, wohl der berühmteste von allen, ist der Sancy-Diamant, dessen Geschichte mit Karl dem Kühnen beginnt, dem schicksalverfolgten Herzog von Burgund. Nach dessen Niederlage bei Granfon erbeuteten ihn die siegreichen Schweizer, und von ihnen kaufte der König von Portugal das in ganz Europa begehrte Kleinod. 1490 erstand ihn für eine ungeheure Summe der Baron von Sancy und sandte ihn mit einem Boten als Geschenk an den König von Frankreich. Räuber aber überfielen den Boten, und in der höchsten Not verschluckte der ehrliche Mann den Stein. Der Gefahr entronnen, kam er nach Paris, starb aber an Magengeschwüren. Als seine Leiche sezziert wurde, fand man den Stein. In der Folge kam der Diamant nach England, und sein neuer Besitzer war Jakob II., der Stuartkönig. Von ihm kaufte der prunkliebende Ludwig XIV. den Sancystein. In der französischen Revolution verschwand er, wurde nach einigen Jahren plötzlich Napoleon zum Kauf angeboten, der ihn dem Fürsten Demidoff schenkte. Durch diesen kam das reiselustige Juwel nach Indien, fand aber im vorigen Jahrhundert nach Europa zurück, denn die Queen Victoria erstand es für eine märchenhafte Summe. Nun liegt es im englischen Kronschatz.

Diese vier nach den ältesten Steinen hat fast etwas Mystisches an sich. Der Volksmund schreibt den bekannten Edelsteinen auch besondere und geheimnisvolle Eigenschaften zu.

Ein behüteter Verbrecher

Die Winterfliege, ein schädlicher Bazillenträger.

Eine naturkundliche Blauderei von Ernst Berg. Wenn die Nachfröste des Winters das Insektenleben draußen in seine Schlupfwinkel gedrückt haben, wenn auch im Hause die Spinnen und Motten, Milben und anderen Gäste von draußen sich zurückgezogen haben, — einer von ihnen bleibt munter und lebenslustig: die Fliege. Wohl in keiner Wohnung fehlt die sogenannte „Broschfliege“, die der Vergeltung begiebt und pflegt, da sie ein Zeichen für den Wohlstand sein sollte.

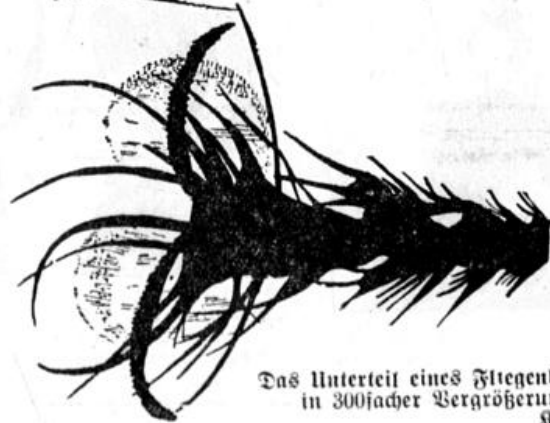
Das Mikroskop hat ihrem guten Ruf ein schnelles Ende bereitet. Man ging daran, zu untersuchen, was es eigentlich mit ihr auf sich hatte und entdeckte recht unangenehme Eigenschaften. Da ist zum Beispiel das Fliegenbein. In der Vergrößerung erscheint es wie eine gefährliche und unheimliche Waffe. Es ist mit zahllosen feinen Häkchen ausgerüstet, die es seiner Besitzerin möglich machen, in den winzigen Vertiefungen selbst von Glas und Porzellan senkrecht aufwärtszuklettern. Es wäre nichts

fliege ihre Füße hinsetzt, da läßt sie den Samen für Krankheit und Tod zurück, da hinterläßt sie Keime, welche die Speisen verderben. Das Fliegenbein ist Träger von Sporen und Samen mikroskopischer wie sichtbarer Pflanzen. Die Mikrophotographen, die sich für den Staub auf den Schuhen des Verbrechers ebenso interessieren wie für die winzigen Dinge, die eine Fliege mit sich trägt, feststellen, daß auf den Beinen der Fliegen sowohl Sporen zu finden sind, die wir auf der Erde kennen, als auch solche, die man auf Flugzeugen und in den höchsten Höhen und auf Schritten, die vom Nordpol kamen, fand.

Die Spur, die die Fliege auf ihren Wanderungen zurückläßt, ist ein Kapitel für sich. Aus der Schrift dieser winzigen Füße kann der Sachkundige allerlei herauslesen. Die Graphologie der Insekten richtet sich allerdings nach anderen Grundfäden als die Kunde von der menschlichen Schrift. Verschiedene Gelehrte interessierten sich besonders für die Spuren der Fliege. Sie schlossen aus ihnen dann, welche besondere Art hier gewandelt ist: Schwingfliegen, Taufeliegen, Dickkopffliegen, Dungfliegen, Vohrfliegen, Blumenfliegen, Nachfliegen, Stubenfliegen usw. Gehören doch die Fliegen zu der umfangreichsten Zweiflüglergruppe, die im Insektenreich zu finden ist. Professor Lloyd, Professor Carpenter, Professor Erner haben sogar festgestellt, daß jedes Exemplar der Stubenfliege eine besondere Spur hinterläßt, daß sozusagen jeder dieser kleinen Verbrecher sich selbst seinen Steckbrief schreibt.

Man sieht, daß die „Winterfliege“ kein besonders appetitlicher Gast ist, ja, daß sie gefährlich werden kann. Es gibt aber noch einen anderen Grund, weshalb man gerade gegen diese einzelnen Exemplare keine abergläubische Nachsicht üben darf. Sie sind zum großen Teil die Stammeltern der Fliegenplage, die im Sommer Mensch und Tier aufs unerträglichste quälen. Die Nachkommenschaft einer Fliege geht in wenigen Jahren theoretisch in die Billionen. Daß eine derartige Ausbreitung nur Theorie bleibt, daß unendlich viel Feinde der Fliege nach dem Leben trachten, ist ein wahres Glück.

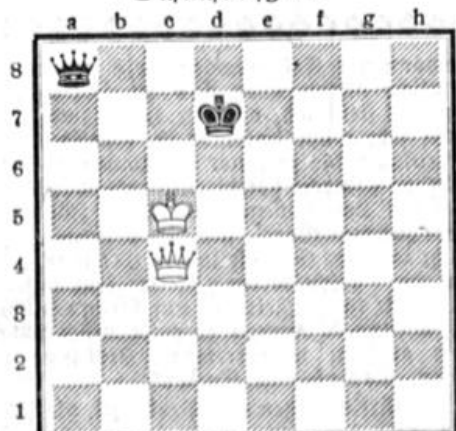
Es ist also ein vollkommen falsch angebrachtes Mittel, wenn man gerührt auf die „Broschfliege“ blickt, die vielleicht gerade mit einigen hundert Grippebazillen beladen auf die Jückerdose zumarschiert. Es ist vollkommen sinnlos, das „arme verlorene Tier“ vom eisblumenbedeckten Fenster hinweg zum Ofen zu retten und sich an seinen erwachenden Lebensgeistern zu erfreuen. Wir sollten uns an unsere Ungeduld erinnern, mit der wir hinter den lästigen Sommerfliegen herjagen, und an die Fliegenfallen, die wir mit geheimer Wut über unsere Qualgeister noch vor wenigen Monaten kauften und aufstellten.



Das Unterbein eines Fliegenbeins in 300facher Vergrößerung.

gegen diese Kunstfertigkeit einzuwenden, wenn die winzigen Haare und Häkchen nicht ungefähr 500 bis 1000 Bazillen beherbergen könnten. Bazillen, die die gefährlichsten Keimträger der vielen Infektionskrankheiten sind. Wo die

Schachaufgabe



Weiß zieht und gewinnt.

Konstellationsstellung: 4 Figuren.
Weiß (2 Figuren): König e3, Dame e4.
Schwarz (2 Figuren): König d7, Dame a8

Silbenrätsel.

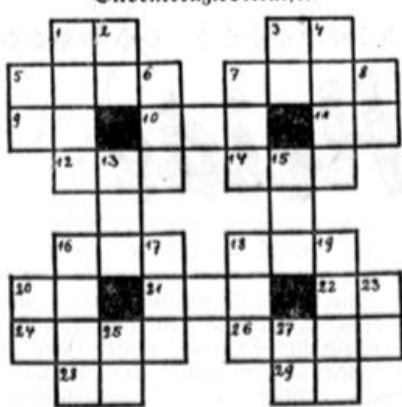
ab — ba — bus — ci — im — me — nin — no — of — re — se — stel — tas — tet.

Aus den vorkommenden Silben sind 7 zweifelhafte Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die richtig zusammengefügten Silben haben folgende Bedeutung:

1. biblische Person
2. Musikkunst
3. Trinkgefäß
4. Volkswort
5. Rätselart
6. Insekt
7. Heilmittel

Silbenkreuzworträtsel.



Von links nach rechts: 1. Erfinder des Schreibtelegraphen, 3. Fluß in Pommern, 5. Stadt auf Sizilien, 7. gleichlaufende Linie, 9. Sportgerät, 10. griechische Göttin, 11. deutscher Strom, 12. dünnes Mädchen, 14. weiblicher Vornamen, 16. Reithaus, 18. Stadt in Spanien, 20. Kerker, 21. Goldmünze, 22. Einzelvortrag, 24. Bewohner eines Märchenlandes, 26. Landmesser, 28. Schicksalsgöttin, 29. männliches Haustier. — Von oben nach unten: 1. Beruf, 2. Fluß aus Balleisen, 3. spanische Silbermünze, 4. großes Schiff, 5. Spielartenfarbe, 6. weiblicher Vornamen, 7. Erdgeschicht, 8. geerbte Tierhaut, 13. Stadt in Australien, 15. weiblicher Vornamen, 16. Bierbaum, 17. andere Bezeichnung für Gefäß, 18. wie 16. von links nach rechts, 19. Gasbehälter, 20. kleine Sunda-Insel, 23. Hohlmaß, 25. Hausgefäß, 27. Nebenfluß der Wolga.

Scherzrätsel.

1. Welches Wehl kann kein Bäder verwenden?
2. Welches sind die härtesten Rüsse?
3. Welche Stadt hat die besten Turner.

Der Flußübergang.

Familie Lehmann, Vater, Mutter und zwei Söhne, machen einen Ausflug. Sie kommen an einen Fluß, über den weiblich keine Brücke führt. Sie finden einen Kahn, der aber nur 75 Kilogramm trägt, während Herr Lehmann 75 Kilogramm wiegt, Mutter Lehmann 70 Kilogramm und die beiden Jungen zusammen 74 Kilogramm. — Wie kommt die Familie Lehmann an das andere Ufer?



Die in die waagerechten und senkrechten Reihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu finden.

Ein Schwindler.

An kleinen Einzelheiten kann man sehr leicht prüfen, ob Schriftsteller die von ihnen geschilderten Abenteuer wirklich erlebt haben. So kann man aus einem Buche, das in sensationeller Darstellung die Ergebnisse eines Jägers in Afrika schildert, Schlüsse auf die

Unverlässlichkeit des Verfassers werfen. Membranen erzählt er, wie er im Busch gelegen hat, um auf Elefanten zu jagen. Er schreibt dann: „Widlich schoß ich die Älke ab, und das mächtige Tier brach zusammen.“ Mit welchem Recht kann man starke Zweifel hegen, daß der Mann auf Jagd in Afrika gewesen ist?

Auflösung der Schachaufgabe.

- 1.) Da6 — e3+, ... K f3 nimmt e6 oder a; 2.) T d8 — d3, ... K e6 nimmt d3; 3.) K e8 — d7, ... e7 —; 4.) Sg4 — f6 setzt matt.

- a) 1.) ... K f3 nimmt f4; 2.) T d8 — d3, ... K f4 — f3; 3.) De6 — e4 setzt matt.

Buchstabenrätsel:

Laube — Haube

Besuchstattenrätsel:

Ein Glas Bier.

Silbenrätsel:

1. Enschiede, 2. Neßlab, 3. Jdar, 4. Salerna, 5. Tobolsk, 6. Hochheim, 7. Amari, 8. Hohenhausen, — Er ist Hahn im Norde.

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Abt, 4. Chaos, 6. Alm, 8. Arc, 10. Ave, 12. Weinungen, 13. Tot, 14. Ma, 15. Tot, 17. Sorel, 18. See. — Von oben nach unten: 1. Abt, 2. Baltimore, 3. Tom, 5. Kreon, 7. Atele, 8. Amt, 9. Eid, 10. Aga, 11. Ena, 15. Vos, 16. See.

Illustriertes Kreuzworträtsel.
Waagrecht: Topf, Kapf, Eid, Zuel, Gel.
Senkrecht: Loewe, Weil, Ander, Spree. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzusetzen.

Rätsel:

Rüchlein.

Botschaft

Josef Unger, Professor der Rechte in Wien, gab einst seinen Freunden folgendes Rätsel über einen bestimmten österreichischen Staatsmann — nennen wir ihn schonend X. — auf: „Was ist der Unterschied zwischen Cincinnatus und dem Herrn X.“? Niemand kam darauf. Da gab Unger schließlich selbst die Antwort: „Als Cincinnatus sich nach der Rettung des Vaterlandes wieder von den Staatsgeschäften auf sein Bauerngut zurückzog, ging er hinter dem Pfluge. Wenn Herr X. dasselbe tun wollte, müßte er vor dem Pfluge gehen.“

Die Antipoden.

„Ja, mein Kind, die Antipoden gehen zu Bett, wenn wir aufstehen!“
„Mama, ist Papa auch ein Antipode?“

Der bekannte Name



Im Café wurde Herr Schulz aus Telephon gerufen.

Berfreut.

„Wie alt, Fräulein?“
„Neunzehnhundertundeins geboren!“
„Das sagen Sie jedesmal, werden Sie denn nicht älter?“

Fehmann kam in die Blumenhandlung: „Ich möchte einen recht schönen Strauß für meine Frau. Wieviel muß ich dafür wohl anlegen?“

„Das kommt ganz darauf an: Hat Ihre Frau Geburtstag oder haben Sie was ausgekostet?“

Das Rindvieh.

„Mensch, wie leben Sie nur aus. Der Sie rasiert hat, muß ja ein großes Rindvieh sein!“
„Ich rasiere mich doch selbst!“

Sparsamkeit.

„Unterhört, zehn Flaschen Bier hast du heute getrunken?“
„Nur, damit ich morgen eine kleine Einnahme habe!“
„Wieso?“
„Dann kriege ich das Flaschenpfand zurück!“

Total verschnüpfelt



„Haben Sie Nero gegen seinen Hüften den Rum in das Trinkwasser getan?“
„Ja, Herr Direktor, der Rum ist auch viel besser, aber ich hüfte die anderen Löwen wie toll!“

„Meine Damen und Herren! Der Vortrag des Herrn Dr. Schneehahn über das Thema: „Wie verhält ich Schnupfen und Heiserkeit“ wird von mir gelesen werden, weil Herr Dr. Schneehahn stark erkrankt ist.“



Dieser Wettermensch ist richtig, mein Herr, da merkt man gar nicht, wenn es regnet oder schneit.“
„Das glaube ich schon, aber wie merkt man, wenn es wieder aufhört?“



„Bei diesem — hupp — Sommer muß man sich ja — hupp — einen Schnupfen holen.“

Der Unterschied.

„Mit einem Wort, du bist ein unausgesessener Mann!“
„Und du eine unausgesessene Frau mit vielen Worten, das ist der Unterschied!“

Verraten.

„Sind Sie schuldig oder nicht schuldig?“
„Nicht schuldig, Herr Richter!“

„Waren Sie schon mal im Gefängnis?“
„Nein, es ist ja das erste Mal, daß ich gestohlen habe!“

„Ist Ihr Chef zu sprechen, junger Mann?“
„Für so hübsche Damen immer!“
„So — dann sagen Sie, seine Frau ist da!“

Reiter-Anekdote

Es ist nicht unbekannt, daß unser alter Fritz Reuter gern mal einen kleinen über den Durst trank. Diese Angewohnheit hatte schließlich zur Folge, daß eine Kur für notwendig und heilsam befunden wurde, und Patient und Ärzte einigten sich auf eine Kaltwasserkuranstalt. Es braucht eigentlich nicht besonders betont zu werden, daß Reuter sich nichts weniger als gern an das Wassertrinken gewöhnte.

Eines Tages erhielt er den Besuch eines Verlegers. Reuter erklärte seinem Gast Zweck und Einrichtung dieser Anstalt, als ihm plötzlich einfiel, daß er seinem guten Freunde, der der Verleger war, etwas anbieten müsse. Er bestellte sich eine Flasche Wein und noch eine und schließlich eine dritte, bis dies dem Direktor des Sanatoriums auffiel und er den Patienten Reuter bitten ließ, doch einmal zu ihm zu kommen. „Herr Reuter“, sagte der alte Herr in vorwurfsvollem Tone, „was machen Sie nur? Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß diese Menge von Wein von Ihrem Gaste allein bewältigt werde, der mir ohnehin nicht so aussteht, als ob er trinke.“ Reuter lächelte und meinte treuherzig: „Oh, Zi gößwen gar nich, wat so'n Verleger södt.“

Laßtache ist nun, daß der Verleger ein ausgesprochener Abstinenzler war, der nur Tee und Selterwasser trank. M. S.

„Sie haben dem Vater 300 Mark gepumpt. Hat er schon von sich hören lassen?“
„Und ob! Er hat sich doch für das Geld eine Lautsprecheranlage bauen lassen!“

„Wenn ich Ihnen einen Fuß geben würde, meine Gnädigste, würden Sie da schreien?“

„Wenn Sie es einigermaßen richtig anfangen, wie sollte ich denn da schreien können?“

Fällt ihm nicht ein.

Eine neue Autokategorie soll gebaut werden. Die Vermessungsbeamten kommen auch zu einem Bauernhause und holen den Besitzer heraus.

„Hören Sie einmal!“, sagte der Landmesser, „die Straße wird durch Ihre Scheune gehen.“

Der Bauer: „Mir egal, aber wenn ihr glaubt, ich mache jedesmal, wenn ein Auto kommt, die Tür auf, dann habt ihr euch geschnitten!“

„So alleine, Herr Gänsebieb? Wo essen Ihre Frau?“

„Die hat Nigodolnvergiftung!“
„Was Sie nicht sahen! Seit wann rooch'n die?“

„Die roochd gar nicht!“
„Aber Sie saachen doch ähm, Ihre Frau hätte Nigodolnvergiftung! Da muß sie doch geroochd ham!“

„Aja! Das war bloß ähm symbolische Bezeichnung von mir. Ich hatte die nämlich heute morjn verdobagad ...“

Wahre Liebe.

„Entzückende Adele, liebst du mich auch wirklich?“

„Ja, Peter — deine Gläubiger wollen auch meine Gläubiger sein!“

„Wunderbare Zähne haben Sie, Fräulein Zene! Sind das wirklich Ihre eigenen?“
„Und ob das meine sind! Ich habe sie sowohl gekauft als auch bezahlt!“

Wald Feld und Heide

Das denkende Tier

Zunächst: was ist „Denken“? Welche Funktionen umgreift es? — Kurz formuliert, ist Denken die Fähigkeit zur Überlegung und die Fähigkeit, aus Überlegung heraus etwas zu wollen, Handlungen, die aus diesen Faktoren heraus entstehen, nehmen ihren Ausgang vom Gehirn. Das Rückenmark vermittelt lediglich reflektorische Reaktionen. Man hat des öfteren Versuche angestellt, die unwiderlegbar diese Tatsache beweisen. So hat man unter anderem zwei volle Jahre hindurch einen Hund, dem das große Gehirn entfernt wurde, unter ständiger Beobachtung und Kontrolle gehabt. Es zeigte sich, daß dieses Tier zu bewußter Handlung, zu bewußter Tätigkeit welcher Art auch immer nicht mehr fähig war. Es brachte lediglich nur noch reine Reflexe zum Ausdruck. Es hatte allen Sinn für die sonst jedem Hunde angeborene Reinlichkeit verloren, es besaß kein Vermögen mehr, seinen Wärrer oder sonst einen Menschen, mit dem es Tag für Tag während dieser zwei Jahre Umgang hatte, sich zu merken und wiederzuerkennen. Es gewöhnte sich an nichts — nicht einmal an die äußerst regelmäßige Wiederkehr der täglichen Mahlzeiten. Seine Bewegungen

waren rein maschinelle geworden. Das Tier lebte nicht mehr bewußt und hatte vor allem keinerlei Fähigkeit mehr, gewonnene Erfahrungen zu verarbeiten — was ungefähr die unterste Stufe des sogenannten Denkens ist. Das ist ein sprechender Beweis dafür, daß alles Denken seinen Sitz im Großhirn hat. Allerdings arbeitet dieses Großhirn nun nicht etwa als Ganzes, sondern ist sozusagen in Abteilungen eingeteilt, deren jede ihre besondere Aufgabe hat. Alle Seelenzustände, jede geistige Tätigkeit, jede Überlegung, jede Erinnerung ist an solche eine entsprechende Abteilung des Großhirns gebunden. Jede Tätigkeit, zusammengesetzt aus vielen Mosaiksteinchen, irgendwo auf der Großhirnrinde.

Ein solches Großhirn ist nun auch unseren höher gearteten Tieren eigen, nur ist es in allen Fällen an Gewicht leichter als das des Menschen. Bei gleichem Körpergewicht wiegt das durchschnittliche menschliche Gehirn ungefähr 1350 Gramm, das des Gorilla ungefähr 430 Gramm, das eines großen Hundes, beispielsweise eines Leonbergers, nur ungefähr 135 Gramm. Aber es ist nicht richtig, das Gewicht des Gehirns als Maßstab für die Intelligenz

seines Besitzers, seines Trägers anzuspüren. Gerade bei überragend begabten Menschen hat sich nach dem Tode und nach vorgenommener Sezierung des öfteren überraschenderweise herausgestellt, daß das Gehirngewicht absolut nicht über dem Durchschnitt lag, vielmehr ihn in einzelnen Fällen — erinnert sei hier, um ein jüngstes Beispiel zu nennen, an Anatole France — nicht einmal ganz erreichte. Bedeutsamer ist schon die Furchung des Gehirns; aber auch bei intelligenten Tieren mit großem Gehirn hat man schon eine reiche Furchenentwicklung angetroffen.

So also liegt nun der Unterschied zwischen der Geisteskraft und Geistesfähigkeit des Menschen und der des höheren Tieres? Der Unterschied besteht gar nicht, wenigstens nicht in der Art, sondern es gibt nur einen Gradunterschied! Kein Mensch kann heute mehr leugnen, daß ein Tier, vor allem ein Hund, imstande ist, eine nicht nur instinktive Handlung mit einer gewissen Überlegung auszuführen. Ein solches Handeln aber setzt eben Denken voraus, und Denken gründet sich auf Erinnerung, und Erinnerung ruft gesammelte Erfahrungen hervor. Die Grundbedeutung des Wortes Denken zwingt uns, es als die Fähigkeit anzusprechen, auf Grund früher

gewonnener Erfahrungen diese auf neue, ähnliche anzuwenden und zu übertragen. Und es steht fest, daß der Hund zum Beispiel sehr wohl imstande ist, schlechten Erfahrungen, die er unter tragendsten Umständen gemacht hat, in entsprechender Weise auf die Dauer beizubehalten. Diese Fähigkeit aber mit dem Wort „Instinkt“ abzutun, geht nicht an. Im Gegenteil: sein Gedächtnis ist in der geschulten Weise sehr scharf und hält lange Zeit an; auf Grund solcher Erfahrungen vermag er gelegentlich sogar neu an ihn heranretende Probleme zu lösen. Das aber ist: Denken!

Natürlich stehen alle Probleme, die sich ein Tier bewegen, meist immer nur in enger Verbindung mit seinem eigenen Leben. Aber dieser enge Gesichtskreis läßt sich durch zielbewußte Erziehung und den ständigen Umgang mit Menschen sehr erweitern. Hundebesitzer wissen darum! Ein Hund, so geschult und eingewöhnt, überlebt sehr wohl, bevor er seine Handlung anfährt. Er hat also eine „eigene Meinung“, eine Vorstellung von dem, was er tun will und auch von den Folgen seiner Handlung. Er lernt, lernt aus Erfahrung! Solches Lernen aber setzt Gedächtnis und Verständnis voraus. Ein solcher Hund denkt!

Natürlich bleibt zwischen dem Denken des Menschen und dem des Tieres immer ein weitr Abgrund offen, der nie zu überbrücken sein wird. Aber das ist nur ein gradueller Unterschied, ein Unterschied der Menge — nicht aber der inneren Beschaffenheit!